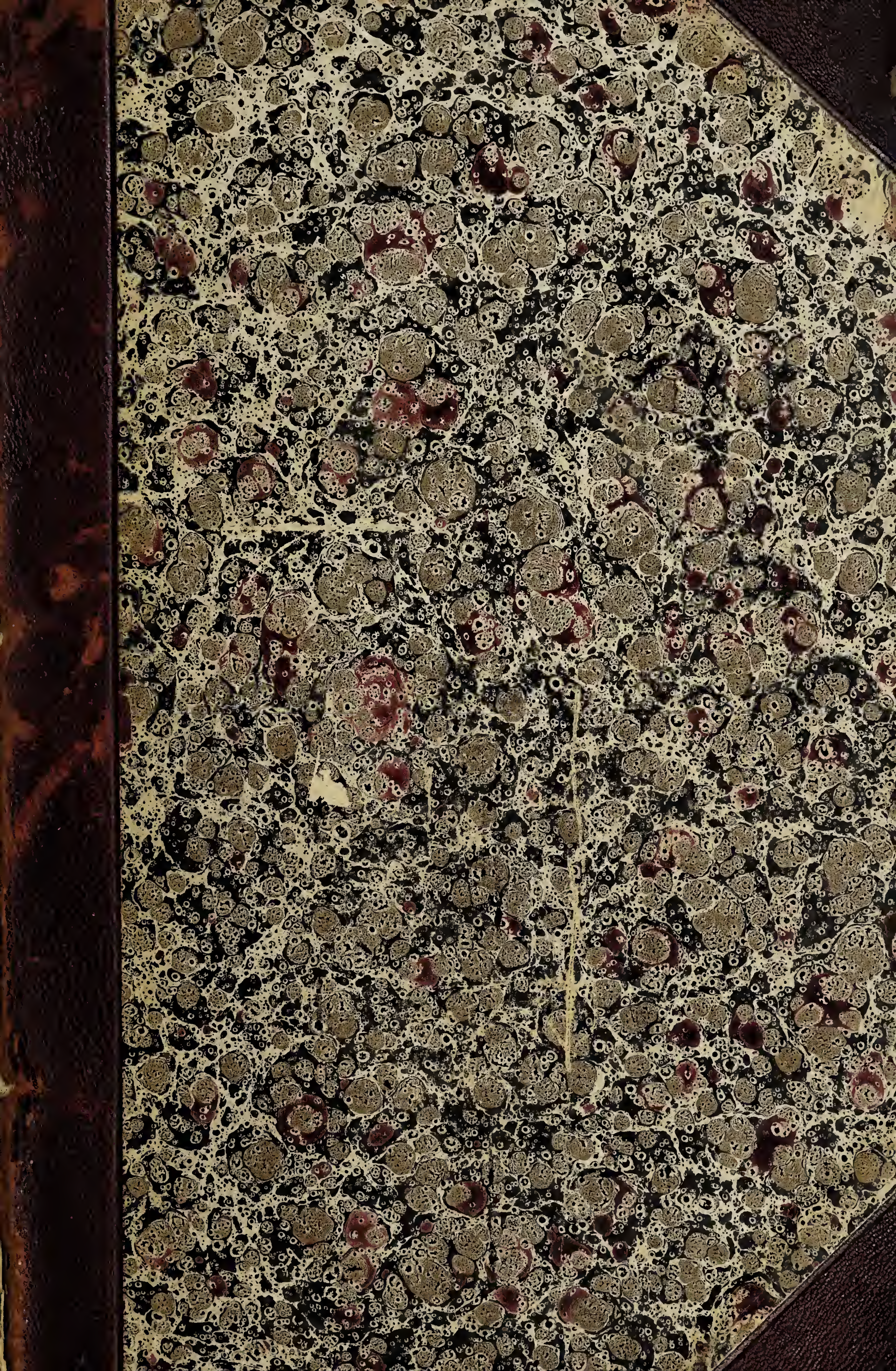



Library of Princeton
FEB 2 1892
Seminary

Kunst und Künstler am Vorabend der Reformation.

Ein Bild aus dem Erzgebirge.

Von

Cornelius Gurlitt.

Mit 15 Abbildungen.

Halle 1890.
Verein für Reformationsgeschichte.

Inhalt.

I. Das Erzgebirge.

1. Der Bergbau.

„Erzgebirge" heißt der Höhenzug zwischen dem nordwestlichen Böhmen einerseits und der Mark Meißen wie dem Vogtlande andererseits. Man nannte ihn nicht nach seinen Bewohnern, nach seiner äußeren Erscheinung, nach den Gottheiten, die der Volksglaube auf seine Spitzen träumte, sondern nach den Stoffen, die im Innern der Berge schlummern, deren vielfach verzweigten Gängen der Bergmann nachspürt.

Der Bergbau ist denn auch für das geistige Leben jener Lande entscheidend geworden. Die Cisterzienser-Mönche[1]) von Altzella, welche Markgraf Otto von Meissen 1162 mit einem großen Landgebiete an der Freiberger Mulde beschenkte, kamen vom Harz ins Meißener Land, vom Harz, wo damals vor anderen deutschen Gebirgen der Bergbau gepflegt wurde. Die Cisterzienser aber waren zu jener Zeit Pioniere der Kultur. Man rief sie dorthin, wo Landwirtschaft und Gewerbe noch im Argen lagen, wo das Volk der Lehrer bedurfte, um dem Boden besser seine Schätze zu entlocken. Von Walkenried kamen die frommen Brüder über Schulpforta in jenes stille Thal, in dem noch heute die Ruinen ihres Klosters stehen: von jenem harzischen Stifte, in dessen Nähe schon seit 968 die Silbergruben des Rammelsberges eröffnet waren und in welchem die Baukunst eine besonders rege Pflege gefunden hatte.

Und wenn nun die Cisterzienser kurz nach ihrem Eintreffen den Grubenbau auf Silber eröffnen,[2]) wenn schon 1185 Markgraf Otto Teile der geschenkten Gebiete von ihnen zurückkauft, um

für die einwandernden Bergleute eine Stadt zu bauen, wenn diese Stadt in ihrem ältesten Viertel die Stadt der Sachsen, die Sächsstadt, heißt — so drängt sich die Frage auf: waren es die Cistercienser, welche das Silber fanden, oder war es der Silberfund, welcher Markgraf Otto veranlaßte, jene kundigen Mönche in das breite Muldenthal und auf die sturmumrauschten Höhen der Vorlande des Erzgebirges zu rufen?

Auch das Bergrecht, welches auf der neuen Fundstätte gültig wurde, war vom Harz gekommen. Später wurde es in Kulm, weiterhin in den mährischen Bergorten mächtig. Nach Schlesien übertrug es wieder der Abt eines Cisterzienserklosters, der Schwester von Altzella, des Stiftes Leubus an der Oder. Ebenso übernahm Kamenz, die Tochterstiftung von Leubus, dessen Bergrecht, welches dann in Iglau seine weitere Ausbildung erhielt. In Venedig und Spanien und sogar weit über die Meere fand es in dieser Gestalt Anerkennung und Nachtrachtung.

Der Landesherr, sagt das Freibergische Recht, erteilt Jedem die Befugnis, nach nutzbaren Stoffen zu „schürfen", d. h. an der Oberfläche des Bodens zu graben, um bergmännische Schätze zu suchen. Er galt der Idee nach als der Herr aller unterirdischen Werte und er mußte darauf bedacht sein, daß alle Kraft angeregt werde, die verborgenen Güter zu heben. So hatte der Schürfer das Recht, ohne, ja gegen den Willen des Grundbesitzers, auf dessen Acker oder in dessen Wald zu graben. Der Bergbau war frei in der Mark Meissen. Fand ein Glücklicher einen Erzgang, so trat dieser in seinen Besitz über. Er war nur verpflichtet, dem Grundeigentümer eine Entschädigung zu zahlen und dem Landesherrn gebührenden Gewinnanteil zu sichern. Das Bestreben der Gesetzgebung ging also dahin, das Schürfen und somit die Aufschließung neuer Berggebiete zu erleichtern. Sie war ein Aufruf an alle Unternehmungslustige, nach den Schätzen zu greifen, welche der Boden barg, die Wünschelrute zu schwingen, die dem Auge den Blick in die innersten Gänge des Berges öffnet. Schnell strömte eine ungeheure Menschenmenge herbei.

Das kleine Christiansdorf auf der Höhe des für den Bergbau freien Berges erweiterte sich in wenig Jahren zu einer Stadt, die man Freiberg nannte. Im Jahre 1185 noch ein Dorf, um-

schloß sie 1225 fünf Pfarrkirchen, drei Klöster und ein Hospital. Zum ersten Mal öffnete die Mark Meissen ihre Pforten jener Schaar, die der Silberblick der Berge herbeilockte, zum ersten Mal entstand eine Stadt in wenig Jahren auf dem Platze, auf welchem die neckischen Kobolde der habgierigen Menschenwelt ihre Schätze zeigten.

Nun ging es an ein Schürfen und Graben, wie heute in den Goldfeldern von Californien. Ein hastiges Suchen, ein Ab- und Zulaufen hierhin und dorthin, wo sich die Aussicht schnellen Erfolges bot. Das Bergrecht mußte in seinen weiteren Bestimmungen bald in Anwendung kommen, denn es ordnete an, daß, wenn ein Säumiger auch nur einen Tag in seinem Schurf nicht arbeite, dann „falle er ins Freie," d. h. dürfen andere, Fleißigere oder Beharrlichere anstatt des Eröffners der Grube, die Arbeit aufnehmen. Der Bergbeamte des Fürsten, der Zehenter, hatte aber für Einhaltung dieser Rechte zu sorgen, er probte das Erz, welches ihm vorgelegt werden mußte, sobald es „angebrochen" worden war; er vollzog die „Vermessung" des Schurfes, durch welche dieser Besitz desjenigen wurde, der ihn eröffnet oder wiederaufgenommen hatte. Wenn dann die Ader nicht wieder verschwand, „vor sich ging," wie der Fachausdruck lautete, stellte der Zehenter die „Maßwürdigkeit" fest und bestimmte den „Frohnteil" des Landesherrn, d. h. er untersuchte, ob der Erzgang reich genug zur erfolgreichen Förderung sei und setzte fest, ob der Landesherr sich am Abbau beteiligen wolle oder, wie es später die Regel war, sich damit begnüge, sich das Kaufrecht für das Silber zu sichern und eine bestimmte Abgabe, den Zehnten, zu fordern.

Das Augenmerk der Bergleute war auf die Mark Meißen gerichtet und nun hub ein eifriges Suchen im ganzen Lande an. Schon 1241 begann man in der Umgegend des neugegründeten Cisterzienserklosters Grünhain nach Zinn zu schürfen. Im Anfang des 14. Jahrhunderts wurden bei Frauenstein Silbergruben eröffnet, vorher war dies schon um Wolkenstein geschehen, wo der Bergbau im 14. u. 15. Jahrhundert lebhafter wurde. 1339 ward Silber bei Hartenstein bergmännisch gewonnen. In den Jahren 1364—1368 erhielten die „Walen" Nicolaus und Augustin von Florenz Einfluß auf das sächsische Bergwesen.

Dieses erhob sich aber erst zu höherer Stufe, seit die hussitischen Wirren überwunden waren. Zu Mitte des 15. Jahrhunderts fand man dazu noch reiche Zinnadern bei Altenberg, deren Ergebnisse das englische Zinn verdrängten. Aber auch der Silberbau nahm nunmehr immer größere Verhältnisse an.

2. Die Silberfunde des 15. Jahrhunderts.

Im Jahre 1470 hatte einer jener Gewürzkrämer, die noch in diesem Jahrhundert Kräuter sammelnd, Tränke bereitend und quacksalbernd vom Erzgebirge aus ganz Europa durchwanderten, Leute, die von allerhand Dingen besondere geheime Kenntnisse hatten, in der Nähe des Berghammers von Oberschlem eine fündige Silbergrube auf dem Schneeberge aufgedeckt.[3]) Am 6. Febr. 1471 wurde in derselben ein reiches und mächtiges Erz gefunden. Die Kunde dieser Entdeckung verbreitete sich blitzartig über die Hüttengebiete. Die Hoffnung auf schnellen Gewinn war erregt! Wem es das Glück beschied, an rechter Stelle den Boden anzuschlagen, der konnte unermeßlich reich werden, rascher Erwerb konnte ihn für lange Jahre erfolgarmer Bergarbeit entschädigen. Es fehlte ja nicht an klugem Wünschwort und an geheimer Beschwörung, den rechten Fleck zu finden, an wohl für das Seelenheil bedenklichen, aber dafür um so untrüglicher gehaltenen Maßregeln, um die Kobolde zur Dienstbarkeit zu zwingen.

Ein wilder Raubbau begann im Erzgebirge.[4]) Ein „seltsames Volk aus allerlei Landen, das keine Ordnung noch Regiment leiden wollte und seltsam wüste, widersinnig und aufrührerisch gewesen,“ ergoß sich über den Schneeberg. Die Staatsgewalt war nicht stark genug, dem Andrange zu widerstehen, das Bergrecht mit fester Hand zu führen. Wie man den Boden durchwühlte ohne Recht, ohne Plan, ohne Stätigkeit, so drängten sich auch die Wohnungen an einander ohne Ordnung, ohne regelrechte Straßen. Niemand dachte an die Zukunft, an die Dauer der Verhältnisse. Noch heute ist der Plan der Stadt Schneeberg, welche sich aus den Wohnstätten der Schürfenden bildete, Zeuge der Ziellosigkeit bei seiner Anlage, noch heute zeigt er, wie jeder silberdurstige Abenteurer seine Hütte dort aufgerichtet hatte, wo es ihm am be-

quemsten war, und wie später dem Wirrnis Dauer gegeben werden mußte. Denn niemand hatte „an einen Bestand, oder daß eine bleibende Stadt hier werden sollte, gedacht,“ sondern ein jeder gemeint, er wolle „sein Körblein heben und wieder anheim ziehen.“ Schnell war das zu Tage liegende Silber abgeschürft und schon um 1476 beabsichtigten viele, den Schneeberg wieder zu verlassen und den durchwühlten Boden wieder dem Winde und dem Regen zu überlassen, damit diese ihm Busch und Wald wieder zuführen und die Fichten wieder über den frischen Gräbern so vieler brennender Hoffnungen aufschießen!

Nun erst kam die Zeit derjenigen Fundgrübner, deren Mittel eine sachgemäßere Bebauung des Berges gestatteten, jetzt erst griffen die großen Mächte in das wirre Getriebe ein: der Staat und die Kirche. Im Jahre 1477 wurde dem heiligen Wolfgang ein hölzernes Kirchlein errichtet,[5]) nun auch ein Bergmeister und ein Richter ernannt, 1479 erhielt der Schneeberg seine erste „Ordnung“ vom Landesfürsten und wurde das herzogliche Berg- und Stadtgericht eingesetzt, welches „über Hals und Hand, Haut und Haar, ebenso über Hader und Schulden, Unfrieden und Morden“ zu entscheiden hatte und dem „ungeheuren, wilden Wesen und Leben“ steuern sollte.

Aber erst 1481 erhielt der neue Ort städtische Freiheiten, das Recht, eigene Richter und Schöffen für die niedere Gerichtsbarkeit zu wählen. Die Zeiten leichten Gewinnes waren dahin, die Gruben mußten tiefer und tiefer getrieben werden, um den Silbergängen zu folgen. Alle Feinde des Bergmannes begannen gegen ihn sich zum Kampfe zu rüsten, namentlich das Wasser, dessen Adern den Berg durchziehen, die Gruben füllen und nur durch endlose Schöpfarbeiten bekämpft werden konnten. Auch in Freiberg hatte man mit den Grubenwassern schon längst zu kämpfen, hatte man begonnen, Stollen zu treiben, d. h. von den Gruben nach dem Grunde der Thäler Abzugsgänge zu bauen, soweit dies möglich war, um so in leidlicher Trockenheit der harten Arbeit obliegen zu können. Aber ein solcher Stollen war ein Werk, welches das Zusammenwirken vieler, ein bedeutendes Anlagevermögen erforderte, eine langwierige Arbeit, die erst nach Jahren Nutzen bringen konnte. An ihr erlahmte die Thatkraft des Raub-

baues; die großen Geldmächte nahmen Besitz von den Anteilen am Bergwerk, den Kuxen.

Man war in Schneeberg schon genötigt, bis zu 200 Meter Tiefe die Stollen zu teufen, um reichere Erzgänge zu finden, als man 1484 den großen „Tiefe Mark Sammler Stollen" anzulegen begann. Trotzdem „ersäufte" 1491 ein Durchbruch alle Bergwerke, dem 1511 ein zweiter folgte. Die Schöpfvorrichtungen waren nicht im stande, die Massen des einbrechenden Wassers zu bekämpfen, die Naturgewalten vernichteten in kurzem Ansturm das Werk fleißiger Jahre, die Hoffnung kommender Zeiten.

Nur zu oft überstiegen in solchen Fällen schon jetzt bei minder großen Betrieben die Ausgaben die Einnahmen. Die kleinen Gruben konnten sich nicht mehr halten. Immer häufiger wurde die Ausnutzung des Bergbaues durch geldmächtige Gesellschaften. So war es in dem Bergstädtchen Geyer schon gewesen, ehe in seiner Nachbarschaft der Schneeberg erschlossen wurde. Bürger aus Chemnitz, Zwickau und namentlich auch aus Nürnberg hatten fast alle Gruben belegt, viele waren verfallen und eingegangen, ie Stollen gebrochen, die Wassernot unbekämpft. Dazu wurde das Leben im Gebirge immer teurer, um 1476 zahlte man dem Häuer für die Woche einen halben Gulden, während er vorher nur ein Dritteil eines solchen erhielt, die Haspeler, welche an der Haspel des Förderungswerkes arbeiteten, die Anschläger, Wasserknechte, Stürzer und Jungen forderten steigende Löhne, das Holz im Walde wurde seltener und der Schlaglohn teurer, immer mehr zeigte sich unter den kleinen Leuten ein Notstand, während andererseits die großen Fundgrübner gewaltige Vermögen sammelten, die Bergwerke mehr und mehr in die Hand der großen Betriebs-Gesellschaften übergingen.

Der Krösus unter den Grubenbesitzern war der Zwickauer Martin Römer.[6]) Er war schon ein reicher Mann, ehe die Schneeberger Silberadern entdeckt wurden. Kaum war dies geschehen, als er zugleich mit einer Reihe anderer Zwickauer Familien sich zu regen begann. Er brachte das dortige Bergwerk in geregelten Betrieb. Für seine Silberbarren hatte er in Nürnberg und Augsburg, ja in Venedig eigene Niederlagen. Er lieh der Stadt Nürnberg 10,000 Gulden und schenkte 1473 die Zinsen

derselben dem Rat seiner Heimatstadt für eine milde Stiftung. Schon 1470 wurde er Zehenter in Schneeberg, 1475 Amtshauptmann zu Zwickau. Er zog mit Herzog Albrecht zu Sachsen 1476 nach Palästina[7]) und scheint wesentliche Teile der von 120 Personen unternommenen Reise aus eigenem Säckel bezahlt zu haben. Am heiligen Grabe schlug ihn sein Herr zum Ritter. Gegen 34,000 fl. betragen die bekannt gewordenen Stiftungen, welche er Zwickau machte, eine Summe, die sich den größten Schenkungen der neueren Zeit an Umfang anreiht, wenn man die Kaufkraft des Geldes in jener Zeit in Berechnung zieht.

Der Schneeberger Bergbau ergab nicht die einzige Silberquelle jener Zeit. Immer noch waren die Gruben von Geyer und Ehrenfriedensdorf ergiebig. Unweit des Klosters Grünhain begannen im 15. Jahrhundert die Ansiedelungen, aus denen sich später die Stadt Buchholz entwickelte. Unter den jungen Städten der Umgegend galt sie bald für ehrwürdig: „Du bist so alt als Buchholz," sagte man nach einer Quelle von 1855 noch zu jener Zeit. Im Jahre 1492 begann man dort nach Silber zu schürfen, 1496 fand man edles Metall, und wenn das Ergebnis auch nicht so reich war, als zu Schneeberg, so wuchs die Stadt doch bald heran. Das Erzgebirge war aber erfüllt von einer leicht beweglichen Menge, die stets neuer Kunde von überraschenden Funden gewärtig war und sich sputete, früh am Platze zu sein, wo das Glücksrad so reiche Loose auswarf.

So entstand ein neuer Sturm, als sich die Nachricht verbreitete, Kaspar Nietzel habe am 27. Oktober 1492 am Schreckenberge einen Lettengang aufgedeckt, der im Centner 2 Lot Silber führe.[7a]) Bald kamen andere herbei, ihm seinen glänzenden Fund streitig zu machen. Mit jener Gewalt, die in Freiberg wie in Schneeberg sich äußerte, drängte die abenteurende Menge der neuen Silberquelle zu.

Ein altes Bild[8]) von 1521, welches in der Annaberger Kirche sich befand, zeigt uns diese Frühzeit des Grubenbaues auf dem Schreckenberg. Ein Engel verkündet einem Bergknappen, er werde unter einem bestimmten Baume goldene Eier finden. Er gräbt und schlägt einen Erzgang an. Bald entstehen ringsumher Hütten, wird geschürft und gegraben, gewaschen und gepocht, geschmolzen

und verwogen und, ehe an Stelle der Notbauten, in denen im rauhen Gebirge und unter rauhen Gefährten der Bergmann sich und sein Gut birgt, feste Häuser entstehen, ist auf weithin sichtbarer Höhe schon der Rabenstein aufgerichtet.

Schon 1497 wurde die Umgegend der neuen Fundstelle „mit Gewalt volkreich.“ Man begann zu backen und zu schlachten, zu bauen und zu handeln. Mit Kopfschütteln sah man dem ungeregelten Treiben zu. Alles Volk bewegte sich frei, schuf und wirkte, wie es wollte. Nicht die Innung, nicht das Bannrecht hielt die Menge in den gewohnten Bahnen. Jeder betrieb, was er wollte, ob er es gelernt hatte oder nicht. Man fand es zu unbequem, nach Geyer zwei Stunden weit zum Markt zu gehen. Bald gab die Siedelung am Schreckenberge ein ähnliches Bild wie jene am Schneeberge, als der Landesfürst, Herzog Georg der Bärtige, in Vertretung seines Vaters, Herzog Albrecht, der als Statthalter des Reiches in Friesland weilte, sich schnell entschloß, von Anfang an das Leben auf dem Bergorte auf geregelte Geleise zu führen. Schon 1495 erschienen seine Räte auf dem Schreckenberge, um zunächst den Bau einer Stadt zu betreiben.

Die politischen Verhältnisse auf dem Schreckenberge waren die denkbar verwickeltsten. In der Teilung der Wettiner Lande zwischen Kurfürst Ernst und Herzog Albrecht (1485) erhielt Ernst die thüringische, Albrecht die meissnische Reichshälfte. Die Grenze zog dicht am Schreckenberge hin. Noch heute stehen dort die Grenzsteine mit den beiden fürstlichen Wappen. Das eine Viertelstunde entfernt liegende Städtchen Buchholz gehörte demnach der ernestinischen, Annaberg der albertinischen Linie an. Aber es war ausgemacht, daß „alle Bergwerksnutzungen in beiden Ländern, der Schneeberg mit dem Neustädtel und allen Gebirgen eine Meile im Umkreis“ gemeinschaftlicher Besitz bleiben sollten. Dazu kam, daß die Söhne Albrechts 1505 einen „brüderlichen Vertrag“ machten, nach welchem Heinrich, dem jüngeren Bruder Georgs, die Städte und Aemter Freiberg und Wolkenstein zugesprochen wurden. In diese gehörte eigentlich Annaberg. Georg blieb aber trotzdem Landesherr der Stadt, die mit einigen Nachbardörfern und der „Herrenmühle“ das „Mühlenamt Annaberg“ bildete und als solche von der Grafschaft Wolkenstein abgetrennt wurde.

Annaberg und Schneeberg gewannen durch diese Verhältnisse in Zukunft eine gewisse Freiheit, weil sie zu jedem poltitischen Schritte die Billigung zweier Fürsten bedurften, von denen der eine später für Luther und seine Lehre ein starker Schutz, der andere ein erbitterter Gegner wurde.

Die leitende Gewalt blieb aber in der Hand Herzog Georgs. Dieser Fürst gehörte zu den bestverleumdeten seiner Zeit. Er war ein ehrlicher Mann und eine unentwegt fleißige und wohlwollende Arbeitskraft, als Verwalter einer der tüchtigsten Fürsten seiner Zeit, ein Herrscher voll guten Willens und klaren Strebens, der in den Stürmen der Zeit nie schwankend mit achtunggebietender Folgerichtigkeit für seine Ueberzeugung eintrat, ein hart geprüfter Dulder, den zu den Lasten des Regierens in so schwerer Zeit die bittersten Schicksalsschläge in der Familie trafen. Seine Söhne starben vor ihm dahin, selbst den letzten, Friedrich, verlor er, den er mit der schönen Herzogin von Mansfeld verheiratete, um Kinder zu erzielen, obgleich er, wie die Zimmer'sche Chronik sagt, so thöricht war, daß er Nüsse auf der Straße knackte.

3. Der Bau der Stadt Annaberg.

Es ist ein uns eigenartig dünkendes Beginnen, eine Stadt zu bauen. Dergleichen geschieht wohl in Amerika, aber nicht mehr in unsern Landen. Die Männer, die sich im Thale der Zschopau zusammenfanden, um in einer uralten Mühle zu beraten, wo die neue Stadt stehen sollte, waren auch zu ihrer Zeit nicht mehr geübt in solchen Dingen. Aber die alte Form erhielt sich wohl noch, von der uns der Chronist von Zittau erzählt. Nachdem Feldmark und Stadtmauer nach den Gesetzen der Befestigungskunst und nach der Ortsgelegenheit wohl erwogen, der ungefähre Umfang nach den Beispielen anderer Bergstädte vorsichtig ermessen war, zog der Vornehmste mit dem Pfluge die Umfassungslinie, die Straßen wurden angelegt, der Marktplatz bestimmt, die Hofstätten verteilt, Bäume in der Umgegend geschlagen, und nun war die Bahn geöffnet, durch die die Baulust über die noch wüste Fläche einströmen sollte. Das geschah am 21. September 1496. Das Frühjahr 1497 sah schon neue Häuser, wohl Bauten von jenen

Formen, wie sie noch heute im Erzgebirge heimisch sind, eine Mischung von Bauernhaus und Stadtwohnung, teils in Bruchsteinmauerwerk, teils aus Balken in Blockverband. Im größten Raume der jungen Stadt konnte schon 1497 die Messe gelesen werden, im folgenden Jahre entstand eine Holzkirche, in der der Priester eines benachbarten Dorfes das Hochamt feierte. Schon 5 Jahre nach dem ersten Funde gab Herzog Georg der neuen Gemeinde Stadtrecht, so daß sie nun ihren eigenen Rat und ihr Gericht, Zoll- und Geleitsfreiheit, Markt und Wage besaß. Auch für Röhrwasser war schon gesorgt. Hatte die Regierung doch freies Bauholz bewilligt, Bier und Wein von Steuer befreit und das junge Anwesen nach jeder Richtung gefördert.

Eins fehlte dem Orte noch, der Name! „Neue Stadt" nannte sie Herzog Georg in seinen Urkunden, „Schreckenberg" hieß sie der Volksmund nach dem Fundorte des Silbers. Aber schon 1498 wurde sie feierlich getauft, nachdem das hölzerne Kirchlein vollendet war. Wie man dieses der heiligen Anna geweiht hatte, so nannte man auch die ganze Stadt St. Annaberg. Kaiser Maximilian gab ihr ein Wappen: Ueber gekreuzten Schlägeln stehen zwei Bergleute, welche die heilige Anna auf ihrem Throne tragen. Auf den Knien derselben sitzen zwei Kinder. Eins derselben stellt die heilige Jungfrau, das andere Christus dar. Es ist das „Selbdritt", die unbefangene Darstellung der Großmutter Christi, welche zu jener Zeit weit und breit beliebt wurde. Den Helmschmuck des Wappens bildet Sonne, Mond und ein Stern.

War mithin die Stadt begründet, so galt es nun, für ihren Bestand zu sorgen. Früh wurden alle jene Anstalten beschaffen, deren ein mittelalterliches Gemeinwesen bedurfte. Neben der Annenkapelle, welche auf der höchsten Stelle der an der Berglehne sich hinziehenden Stadt lag, wurde 1502 auf dem rechtwinkeligen Markte eine Bergkapelle angelegt. In demselben Jahre wurde der Bau eines Franziskanerklosters begonnen. 1512 trafen die Mönche in größerer Anzahl ein, die gewiß schon früher bettelnd die reiche Ausbeute versprechende Gegend vielfach durchwandelt hatten. Die Schule entstand neben der Kirche, ein Spital wurde erbaut, eine Badestube und bald darauf eine zweite sorgte für das rege Reinlichkeitsbedürfnis der Zeit, ein Kornhaus mit seinen

Vorräten bot Sicherheit gegen Hungersnot, ja schon 1501 wurde eine warme Quelle eine Stunde unterhalb Annabergs von einem reichen Fundgrübner gefaßt, jenes Warmbad in der Rosenau, welches noch heute gern von jenen besucht wird, die von den Mühen der winterlichen Festmahle sich zu erholen gedenken. Inzwischen hatte man in harter Frohn die Landbevölkerung zum Bau des Stadtgrabens gezwungen, waren die Werkleute eingezogen, welche Stadtmauer und Thore errichteten und 10 Jahre nach Beginn der Stadt, 1507, den Ring der Ummauerung schlossen, so daß man in feierlicher Weise zum ersten Mal die Stadt am Abend schließen konnte.

Die bürgerliche Sicherheit nach außen war geschaffen, denn die Mauer umschloß in ihrer Länge von 1500 Schritt bereits eine Bürgerschaft, die sich stark genug fühlte, sie auch zu verteidigen. Man hatte je auf Bogenschußweite, also alle 70 Schritt, eine Bastion errichtet, man hatte die Straßen zwar unmittelbar auf den Markt zugeführt, doch leicht gekrümmt, daß ein feindlicher Schuß nicht die Sammelplätze der Mannschaften erreichen könne, man gab sich schon den Forderungen der Bequemlichkeit hin, pflasterte die Straßen, errichtete neue steinerne Häuser und begann, sich des großen Kunstbaues, der neuen Annenkirche, zu erfreuen, welche sich langsam aus dem Grunde erhob.

Mächtig wuchs die Volkszahl. „Stadtbau und bürgerliche Nahrung gingen mit Gewalt fort,“ sagt die Stadtchronik vom besonders glückreichen Jahre 1500. Bald zählte man gegen 1300 Häuser. Annaberg erhob sich wie vor dreihundert Jahren Freiberg in raschem Aufschwunge. Als der Bischof von Meißen 1519 zur Firmelung der Kinder in die Stadt kam, war die Kirche zum Erdrücken überfüllt. Nachdem er 2336 Kindern die Hand aufgelegt hatte, brach er ohnmächtig zusammen. Es mußten 400 ungefirmelt bleiben. Wir besitzen ein Lied aus der ersten Zeit der Stadt, welches ihre Erbauung schildert; es sagt:

„Siebentausend menschen seynd genennt
Die ierlich gehn zum sakrament!“

Aber nicht alle mögen diesen Weg zur Kirche eingeschlagen haben, aus welchen Gründen es auch immer sei, denn der Dichter fragt weiter: „Wie viel der andern mögen seyn?“

II. Die Zeitverhältnisse.

1. Politische Lage.

Es war eine schlimme Zeit, in welche die Gründung der beiden erzgebirgischen Städte fiel.

Maximilian herrschte, der letzte Ritter. Sein ganzes Streben war darauf gerichtet, die alte Herrlichkeit des deutschen Reiches wieder erstehen zu lassen, die unter den luxemburgischen Kaisern und seinem trägen Vater so kläglich verfallen war. Er kämpfte einen schweren, aussichtslosen Kampf, er kämpfte ihn mit redlichem Bemühen, aber ohne den Geist der Zuversicht. Er schaute nicht nach den kommenden Dingen, sondern suchte sich am Vergangenen aufzurichten. Die Selbstsucht der Fürsten, die Unbotmäßigkeit der den gesellschaftlichen Wandlungen erliegenden Ritter, der Schachergeist der Städte, die eben ihre Selbständigkeit erfochten und in dieser ihr einziges Heil sahen, die Widerspänstigkeit des unter hartem Druck doch üppigen Bauernstandes — alle Gewalten im deutschen Volke sträubten sich gegen die Oberherrschaft eines starken Willens. Jeder fühlte, daß es not thue, zusammenzustehen, sich zu einigen, die Zwietracht niederzuringen — aber keiner wollte zuerst Opfer bringen, jeder mißtraute dem Nachbar, weil jeder von ihm zu gewinnen hoffte, keiner wollte von verbrieften Rechten oder von mit starker Hand erfaßtem Besitz ablassen. Die Fülle des deutschen Volkstumes strömte nicht in tiefem Bette, sondern in unzähligen, an sich machtarmen Rinnsalen über steiniges Feld dahin, hier und da lebhaft aufschäumend, wo sich ihr feste Mächte entgegenstellten, doch ohne Kraft das Mühlwerk seines Staatswesens in gleichmäßigem Gange zu erhalten. Des Kaisers Auge

umschleierte sich mehr und mehr, er blickte rückwärts auf alte bessere Zeiten, er vertiefte sich in seine lebensfrohe Jugend, in die Tage des frischen Schwertklanges und der brechenden Turnierstangen, er liebte es, Künstler und Gelehrte um sich zu sammeln, welche vergangene Dinge ihm wieder beleben sollten. Aber wenn er der Welt Lauf mit sorgendem Blicke prüfte, sagte er: „Mir ist auf der Welt keine Freude mehr, armes deutsches Land!"

Freilich in der Mark Meißen fühlte man die üble Lage des Reiches weniger als sonst wo. Hier herrschte eine starke, zielbewußte Macht, seit Kurfürst Friedrich 1464 gestorben war. Die Not der Kriege in der ersten Hälfte des Jahrhunderts war überwunden, jener unglückselige Bruderstreit zwischen Kurfürst Friedrich dem Sanftmütigen und seinem jüngsten Bruder Herzog Wilhelm. Es ist bezeichnend, daß die Erzählung Spalatins, der Kurfürst habe einen Schützen verhindert, seinen Bruder über den Haufen zu schießen, noch heute als Beweis besonderer „Sanftmut" in allen Schulbüchern Sachsens gepriesen wird. Die Roheit, mit welcher der Krieg von beiden Seiten geführt wurde, war unsagbar. Wilde Zerstörungssucht paarte sich mit Landesverrat. Der Kurfürst brach den Vertrag von Zerbst, der eine Versöhnung mit seinem Bruder anbahnen sollte. Dieser rief 1448, unbesorgt um die religiösen Fragen und um die 1443 den sächsischen Herzögen von Papst Felix V. erteilten Ehren als „Bekämpfer der Hussiten", 9000 Zabracken, jene furchtbaren hussitischen Krieger ins Land, welche, Freund und Feind gleichmäßig brandschatzend, die katholischen Lande mit Brand und Mord erfüllten. Ja Wilhelm scheute sich nicht, sich 1450 mit dem böhmischen Könige Georg Podiebrad selbst dann noch zu verbünden, als dieser, auf weite Grenzgebiete Anspruch erhebend, mit schonungsloser Grausamkeit seine ketzerischen Scharen über die sächsisch-meißnischen Lande wälzte, Döbeln, Mittweida, Altenburg, Borna zerstörte und, nachdem er sich bei Pegau mit Wilhelm vereinigt hatte, an Gera ein mörderisches Strafgericht vollzog.

Damals waren die deutschen Fürsten an der mittleren Elbe sich wieder klar geworden, daß ihr Land nicht umsonst den Namen einer Mark Meißen trage. Mit ungestümer Hand hatten die Slaven, gegen die der Staat einst errichtet war, aufs neue an den

Südgrenzen angeklopft, als in Böhmen der furchtbare Sturm der hussitischen Bewegung losbrach. Bis tief in das Land hatten sie den Streit getragen, der ein nationaler Kampf, ein Religionskrieg und eine gesellschaftliche Umwälzung zugleich war. Die hussitischen Heere, durch und durch revolutionäre Horden, die den Reichen die Vernichtung androhten, indem sie reich und arm hinmordeten, hatten zu lange Zeit im Lande gehaust und mit dem Schrecken ihres Namens die Lehre in demselben verbreitet, daß den Volksmengen, wenn sie nur einig sind, die Staatsgewalten jener Zeit nur schwer zu widerstehen vermöchten. Aber auch die Fürsten, ja die Kirche lernte mit diesen Gewalten rechnen. Die Prager Kompaktaten von 1433, der Friede, welchen das Baseler Konzil mit den Ketzern machte, haben ihr Gegenstück in der Versöhnung, welche die sächsischen Fürsten mit den politischen Mächten ihrer südlichen Nachbarn suchten.[9])

Die heftige Anspannung des Hasses gegen die Hussiten während des Krieges, namentlich aber die Uebereinstimmung aller in diesem Hasse hatten im Laufe der Jahrzehnte nachgelassen. Die deutschen Herren und Städte des streitdurchwühlten Königreiches bildeten die Vermittler an den Grenzen, um den Zwiespalt auszugleichen. Suchten sie selbst doch, bedrängt durch den großen König Georg Podiebrad und seine utraquistischen Getreuen, in Deutschland Bundesgenossen, ja einen Gegenfürsten. Die Politik setzte auch hier sich in entschiedenen Gegensatz zu dem harten Verdammungseifer der Kirche, im Lande begann man mit mehr Ruhe die Lehre der Ketzer zu besprechen, sehr zum Aerger der Geistlichkeit, welche nicht ermüdete, zum Kampfe aufzurufen.

Die Bürger und Bauern, über welche die Zwietracht der fürstlichen Brüder solches Elend gehäuft hatte, konnten also keineswegs von ihren Fürsten eine zielbewußte katholische Politik lernen. An den Höfen der großen Herren stieß man sich sichtlich nicht an Podiebrads Ketzerei und den Fluch der Kirche, wenn man seiner Macht sich bedienen zu können glaubte. Ja im Vertrag zu Eger 1459 erkannten die deutschen Fürsten Georg als König an, Wilhelm nicht ohne zum Dank die von diesem besetzten meissnischen Städte und Schlösser als ein böhmisches Lehen anzunehmen. Es kam selbst zu einer Doppelheirat des sächsischen Hauses

mit Georg Podiebrad. Der Braut Herzog Albrechts, des Sohnes Kurfürst Friedrichs, einer Tochter Markgraf Albrechts von Brandenburg wurde mit kaltem Hohn mitgeteilt, man habe eine vorteilhaftere Verbindung gefunden und dem sächsischen Herzog Zedena, die Tochter des Ketzerkönigs, 1459 zugeführt. Sie wurde die Stammmutter des albertinischen Hauses. Podiebrads Sohn, Heinreich, heiratete gleichzeitig die Tochter Herzog Wilhelms.

2. Reformatorische[9a]) Bestrebungen.

Das Beispiel der beiden sächsischen Herzöge Ernst und Albrecht, welchen 1482 mit dem Tode ihres Oheims Wilhelm das ganze Wettinische Reich zufiel, wirkte auch auf tiefere gesellschaftliche Kreise: Es war die Verbindung mit Georg Podiebrad die erste That der Auflehnung gegen Rom gewesen, welche nicht so leicht wieder vergessen wurde. Im Volke wirkte die Erregung unverkennbar im Sinne einer Reform weiter.

Die Quellen, welche uns ein Bild des geistigen Ringens in den Volksmassen Sachsens zu jener Zeit zu schaffen ermöglichen, sind sehr wenig ergiebig. Aber einige grelle Blitze hier und da erleuchten doch ungefähr die Lage. Man sieht deutlich ein Gähren und Wogen, dessen Fortwirken man auch dort annehmen muß, wohin der offenbarende Lichtstrahl nicht gerade fällt. Der erste Beweis dafür, daß die Stellung der Geistlichkeit in den Meißner Landen nicht eben eine sichere war, ist ein mittelbarer: Die ungeheuren Anstrengungen, welche das Papsttum durch seine Klostergeistlichkeit gerade an den Grenzen Böhmens machte, um die Begeisterung für den katholischen Glauben zu entflammen, kann nicht nur aus dem Bestreben hervorgegangen sein, die böhmischen Ketzer zu vernichten, angreifend vorzugehen, sondern macht vielmehr meist den Eindruck der Verteidigung, des Aufrufens eines Teiles der Bevölkerung, und zwar zumeist der wohlhabenderen Kreise mit ihren Hintersassen gegen die von Rom sich mehr und mehr abtrennende, hussitisch-sozialen Lehren zugängliche Menge.

Das Mönchtum, diese stärkste Wehr der Kirche, beruht nicht nur auf der Sehnsucht der einzelnen, sich aus einer schlimmen Welt in eine friedliche Einsamkeit zurückzuziehen, es ist vielmehr

zugleich ein Versuch zur Lösung der gesellschaftlichen Fragen. Namentlich das Gelübde der Armut ging aus dem Gedanken hervor, durch Selbstentziehung die Werte der Welt geistig zu vernichten; durch die Aufforderung zum Wohlthun sollte das Elend thatsächlich gemindert und durch Selbsterniedrigung die Mißachtung der Bedrückten aufgehoben werden. Das Uebermenschliche wurde an Selbstentsagung von den Ordensmitgliedern gefordert; die Franziskaner[10]) mußten sich erst das Recht, in ihrer Ordnung zu leben, von Rom erkämpfen. Aber die Mönche waren und blieben selbst innerhalb der strengsten Regel Menschen. Es ist eine Unmöglichkeit, bei einer Menge und auf längere Zeit eine solche Anspannung in der Bußübung aufrecht zu erhalten, wie sie die Ordensstifter wünschten. Bald trat Niedrigkeit an die Stelle der Erniedrigung. Die Bettelorden mischten sich den unteren Volksschichten bei, dort fanden sie Boden, dort verbreitete sich auch die Brüderschaft der Tertiarier. Bot sie doch ihren Mitgliedern Anteil an dem Segen, der Gnade und dem Verdienst des Ordens, ohne sie zur Entsagung von der Welt, zur Ehelosigkeit zu verpflichten, wenn sie nur den 20 Regeln folgten, die ihnen leichtfertiges Gezänk, Schwören, den Besuch von Schauspielen, das üppige Leben u. dergl. verboten. Gern nahmen gewaltige Massen des Volkes die einfache Kleidung des Tertiariers an, die sie ehrte, ohne sie zu mehr als zu einem schlicht tugendhaften Leben zu verpflichten. Es bildete sich so ein weit verbreitetes Halbmönchtum heraus, das den Orden überall die Wege bahnte.

Aber man ruft die Massen nicht ungestraft auf. Diese breitere Form der Gemeinschaft, diese Laienbrüderschaften haben dem Papsttum in kritischen Zeiten manche Sorge bereitet. Ihr Augenmerk war auf kirchliche Dinge gerichtet, ohne daß sie einer festen Aufsicht unterzogen werden konnten. Sie waren im Sinne des Mittelalters bußfertig und demütig. Aber sie wurden sich ihrer Demut bewußt, sie wurden stolz auf dieselbe, wenn sie sich mit den Mönchen verglichen, welche der Opfersinn der um ihr Seelenheil Besorgten immer aufs neue, oft wider Willen der Besseren unter ihnen, zu Besitz, zu Wohlstand und somit zum Wohlleben führte. Die wirklich Armen hatten es leichter, das Gelübde der Armut zu halten, als die Insassen reich belehnter Klöster.

Die Ketzereien, welche Rom seit dem 14. Jahrhundert beunruhigten, gingen vielfach von den Laienbrüdern aus.[11]) Schon 1299 mußte Papst Bonifaz VIII. Inquisitoren gegen die Irrlehren unter den Fraticellen im südlichen Italien aussenden. Sie hielten sich, als buchstäbliche Bekenner der Regel des heil. Franz, für besser als die Mönche. Tugendstolz ist am schwersten zu beugen. Die Kirche hatte einen harten Kampf mit ihnen zu bestehen. Schon 1317 verfielen die Anhänger derselber Brüderschaft auch in Deutschland dem Bannfluche. Der Bischof von Straßburg mußte „die Brüder des freien Geistes und der freiwilligen Armut" verfolgen, weil sie die Sakramente verachteten, außerhalb der Kirche in vollkommenem Pantheismus einen ungesetzlichen, erheuchelten Orden bildeten. Es ist die alte Form des Abfalles: Die Fehler der Lehrer öffnen das Auge für die Mängel der verkündeten Lehre. Gerade gegen die Stifter ihrer Gemeinschaft, gegen die Minoriten, richtete sich der Spott der „parvi fratres vel sorores" von Ankona, gegen welche die Kirche 1373 zu den Waffen greifen mußte. Gerade weil sie zur strengeren Regel hielten, mußten viele Bettelmönche, denen es ernst war um die Armut, und deren Leben eine Anklage gegen die Verweltlichung des Ordens darstellte, unter Papst Johann XXII. die bittersten Verfolgungen erdulden. Viele starben den härtesten Tod dafür, daß sie auf Erden nichts besitzen wollten.

Es waren die Fraticellen nicht die einzige Gemeinschaft dieser Art. Zahlreiche andere Brüderschaften sind uns dem Namen nach und teilweise auch hinsichtlich der Form ihres Wirkens bekannt. Wie sie sich unter einander gliederten, wie sie von einander abhingen, wie die Lehre hier und dort sich entwickelte — das wird wohl schwer je mit Sicherheit ergründet werden. Geheimnisvoll breiteten sich die Gemeinschaften am Boden aus, bis die Geistlichkeit ihr Wirken bemerkte, bis die Inquisition mit mächtiger Sense über die aufsprießende Saat niedersauste, um niederzumähen, was das Haupt zu erheben gewagt hatte!

Ueberall zeigte sich der Gedanke der Bußfertigkeit im 15. Jahrhundert verquickt mit den gesellschaftlichen Zuständen, überall sahen Kirche und Staat sich gezwungen, die Uebertreibung oder Fortbildung ihrer Lehren, ja die selbständige Befolgung derselben mit den strengsten Strafen zu belegen. Verfielen doch auch die

thüringischen Geißler und Veitstänzer, welche die Ruhe der Landschaft durch ihre lärmende Selbstzüchtigung störten, dem Feuertode, weil sie die Bluttaufe der Geißel über die Sakramente stellten und in der Abtötung des Fleisches nach ihrer Weise ein besseres Gnadenmittel erblickten, als ihnen die im Wohlleben versunkene Kirche bieten könne.

Alle jene ketzerischen Bestrebungen hatten sich in Böhmen zu einem wirren Knoten von Meinungen und Thaten zusammengeballt. Sie brachten daselbst den Hussitismus zu Wege. Die Begharden und Waldenser, die Fraticellen und Lollharden und wie die Brüderschaften alle heißen mögen, bildeten in den Nachbarländern eine Kette von Gemeinden, welche zwischen hingebender Frömmigkeit gegen die katholische Kirche und ketzerischer Selbstgenügsamkeit schwankten. Man thäte unrecht, wollte man an eine feste innere Gemeinschaft denken, man würde sie überschätzen, traute man ihnen zielbewußten Kampf, planmäßige Agitation zu.. Sie erschienen und gingen, sie verbreiteten sich und wurden gemindert, je wie die Strömungen im Volksleben hin und her wogten. Aber die von ihnen ausgesprochenen Gedanken waren unauslöschbar. Das Streben, die Volksmassen für das Mönchstum zu gewinnen, hatte auch in Meißen für dieses nur so lange gute Früchte getragen, als die Orden ihrem eigentlichen Zwecke noch genügten. Die wahrhaft Armen verachteten aber bald jene, die nur von ihrer Armut zu predigen wußten; die von des Lebens Notdurft Bedrängten entfachte es zu wildem Grimme, wenn die üppigen Mönche ihrer Bußkünste und der durch dieselben erworbenen Heilsmittel sich rühmten; die in gesittetem Volkstume Aufwachsenden konnten von den in verfallender Zucht lebenden Klosterleuten sich die Gesetze der Keuschheit nicht ohne Lächeln vortragen lassen. Immer feindseliger stellten sich die Brüderschaften gegen die Geistlichkeit, der sie ihre Verbrechen vorhielten, während diese sie als Frömmler, Sektierer verhöhnten und den Namen Begharde zum Schimpfwort umstempelten.

Die breiten Massen des Volkes aber waren immer noch geneigt den Sendboten der Kirche Glauben zu schenken, welche sie zum Kampf gegen den Drachen der Ketzerei aufriefen.

Gegen diesen zogen vorzugsweise die großen Bußprediger des

15. Jahrhunderts aus. Johannes Capistranus [15]), der Mann der flammenden Beredtsamkeit, aber auch der blutigen That, war 1426 der Inquisitor gegen die Fraticellen, die Abkömmlinge seines eigenen Ordens, gewesen. Ihn machte Papst Nikolaus V. zu seinem Legaten, als es galt, den Lehren des Hus gegenüber zu treten, jene Brüderschaften zu vernichten, die unter dem Deckmantel der Heiligkeit das Unkraut der Ketzerei säen. Sichtlich fand er in Sachsen besonders viel zu thun.

Die Ketzer hinterließen aus jenen Zeiten selten andere Urkunden als ihre Gerichtsakten. Ihrem Leben ist viel schwerer nachzuspüren als dem der kirchlichen Würdenträger. Aber es erscheinen doch schon aus jener Zeit Anzeichen, daß in den Volksmengen, auch im Meißenschen, die kirchliche Erregung sich zu rühren begann, welche später der Reformation zum Sieg verhalf. Geheimnisvoll schlossen sich die Verbindungen unter den Gleichgesinnten, doch mit dem grausamsten Tode Bedrohten. Peter von Dresden [16]) war der Freund des Johannes Hus gewesen, scheint aber seines Volkstums wegen 1409 die Hochschule von Prag verlassen zu haben, an der er lange Jahre neben dem tschechischen Reformator lehrte. Er wirkte trotz dieser Vergangenheit in Chemnitz und Zwickau, seit 1412 in Dresden als Lehrer an der Kreuzschule neben Nikolaus, einem zweiten Anhänger der Wiklef'schen Anschauungen. Es wurde beiden Ketzern von der geistlichen Behörde der Proceß gemacht, Peter verwies man aus der Meißner Diöcese. Er starb 1421 auf dem Scheiterhaufen als ein verstockter Anhänger und eifriger Verbreiter der Lehre seines englischen Meisters.

Sein Schüler scheint Johannes Drändorf [17]) gewesen zu sein, der 1425 in Worms vom Inquisitionsgericht dem Feuer übergeben wurde, ein sächsischer Edelmann, der gegen das Papsttum und gegen das Abendmahl in einer Gestalt predigend, Süddeutschland durchzog und den Bann des Bischofs von Würzburg gegen die Stadt Weinsberg dazu benutzte, diese zu offenem Abfall von der Kirche zu bereden. Auch er bekannte sich freimütig zu ketzerisch-hussitischer Lehre. Auf der Synode der Brüdergemeinden zu Augsburg 1424 werden Sebastian von Freiberg und Max Meier von Beiersdorf, also zwei Sachsen, mit aufgeführt. Hans von Planen,

ein Nürnberger „Waldenser", verhandelte 1418 über den Anschluß der deutschen Wanderprediger an die Hussiten.

Waren doch auch sonst während des Krieges zahlreiche Deutsche zum Feinde übergetreten, um den hussitischen Beutezügen sich anzuschließen. Der Boden, welchen Ziska mit Blut düngte, nahm zugleich die Ansichten auf, welche seine erbitterten Horden in den Kampf trieben, jene merkwürdige Lehre des Johannes Hus, daß, wer eine Todsünde begangen habe, nicht im Besitz der geistlichen und weltlichen Obrigkeit bleiben dürfe, ja daß für ihn jeder Besitz, jedes Gut zum Raub, zum Diebstahl an den Gerechten werde. Diese Lehre faßte den Aufschrei von Millionen grausam unterdrückter Höriger zusammen, welche mit harter Faust zur Frohn getrieben wurden, während sie die Fürsten, die Geistlichkeit, ihre Gutsherren in rücksichtslos roher Genußsucht dahin leben sahen.

Die Bauern, die verarmten Bürger, die nachgeborenen unseßhaften Adeligen — sie hatten am Hussitenkriege den Rausch des Sieges, der Rache an den vom Glücke Begünstigten kennen gelernt, sie hatten gesehen, welcher Wucht die Volksfaust fähig sei wenn sie sich gegen die Verlotterung der großen Herren, gegen die Sünden der übersatten Geistlichkeit, gegen den herzlosen Druck eifriger Beamten erhebe und das Schwert der Vergeltung selbst in die bluttriefende Rechte nehme. Der Kommunismus in seiner rohesten Form hatte einmal eine kurze Zeit die Oberhand gehabt. Der Eindruck dieses Sieges auf die Unzufriedenen ließ sich nicht so bald verwischen. Noch lebten Gemeinden in Böhmen nach den Gesetzen der Gütergemeinschaft, noch konnte man in der Stadt Tabor jene zerlumpten, harten, bäurischen Gesellen sehen, welche in Ziska ihren Helden verehrten und dem Papste kein Recht über sich zugestanden, die Heiligenbilder verwarfen und in trotziger Selbstgenügsamkeit und ächt tschechischem Schmutze ein kirchlich freies Dasein führten.

In Rom war man sich der Gefahr wohl bewußt, welche jene der Kirche bereiteten. Auf dem Baseler Konzil besprach man die Gefahren für die Grenzlande Böhmens, die Sorge, daß das „hussitische Gift" auf Reichsboden übertragen werden könne. Kardinal Cäsarini schrieb 1432 an Papst Eugen IV., die böhmischen Ketzer hätten ihre Schriften in ganz Deutschland verbreitet. Wollte

man doch das Konzil nach Bologna verlegen, weil „die böhmische Pest über viele Teile Deutschlands ihr Gift verbreitet hatte und viele Städter nach dem Vorbilde der böhmischen Ketzer den römischen Klerus verfolgten und grausam mordeten.“ Waren doch „die Bösen aus allen Ländern“ in großen Scharen dem Taboritenheere zugezogen, verwendeten doch deutsche Fürsten böhmische „Kriegsbrüderschaften“, „die Bettler und Buben“, in ihren Fehden, die überschüssige Volksgewalt der Hussiten sich selbst zu Nutze machend.[18]) Wanderprediger zogen umher, im Böhmerwald, im Vogtland, bis nach Unterfranken, Schwaben und in den Schwarzwald und fanden in den Begharden und Lollharden eine Stütze und willige Hörer. Die Bauern vernahmen die wunderbar kühne, befreiende Rede und steckten die Köpfe zusammen bei den Bedrückungen der Herren, die Städter suchten außer der Innung verbotene Gemeinschaften, weil jene ihnen nicht mehr den Ansporn zum Fortschreiten bot, ja sie hinderte und beengte, allerlei Brüderschaften und geheime Einungen verbanden die jungen Männer und lebhafter denkenden Köpfe.

Es ist kein Zufall, daß Johannes Capistrano auf seiner Rundreise durch Deutschland die Grenzlande Böhmens vorzugsweise aufsuchte. Er predigte gegen die Türken. Als er 1451 in Kärnthen seine Bekehrungsarbeit begann, war die Gefahr vor dem Erbfeinde groß. Er hatte 1444 bei Warna, 1448 auf dem Amselfelde die Christenheere vernichtet, der Fall von Konstantinopel (1453) stand dicht bevor. Aber wenn Capistrano auch durch den Tod an der türkischen Grenze den Ernst seines Aufrufes zum Kreuzzuge besiegelte, so lag ihm doch die Vernichtung eines anderen Feindes viel näher: der Ketzerei. An ihr hatte er die Macht seiner Rede kennen gelernt. Im Süditalischen und in Mailand hatte er seine erschlaffenden Ordensgenossen, die Observanten, wieder aufgerichtet und deren Verspötter, die Fraticellen, durch Wort und Schwert vernichtet. Die Schwestern der h. Clara und die Tertiarier, alle jenen, welche von der Auffrischung des Ordenswesens, von der Bußfertigkeit das Heil der Welt erwarteten, strömten ihm zu. Und dies war weitaus die Mehrzahl. Mit dem Verbrennen der Schminkbüchsen, der Schuhschnäbel und des Geschmeides, mit der Hingabe der äußeren Zeichen verderblicher

Ueppigkeit glaubte man schon die Sünden der Welt beseitigt zu haben. Man war noch weit von der inneren Zerknirschung entfernt, welche die Männer der Reformationszeit empfanden. Die gewaltige Rednergabe des feurigen kleinen Mannes erfocht leichte Siege. Ging ihm doch der Ruf der Wunderthätigkeit voran, zählte man doch die von ihm vollbrachten Heilungen nach Tausenden, wußte man doch, daß er hartes Brot aß und dabei nicht einmal am Tische Platz nahm, sondern am Boden kauerte, daß er Fleisch und warme Speisen verschmähte, verdünnten Wein trank und wenn unter dem härenen Gewande Hunger und Geißel nicht die sündigen Gelüste ertöteten, sich nackt im Koth und Schnee wälzte, um im Schmutz seine Seele zu reinigen. Mit Verwunderung sah man die Selbstkasteiung vor sich, welche die Geistlichkeit als das hohe Verdienst der größten Heiligen aller Orten anpries, ohne sie selbst zu üben.

Capistrano aber rief auf zum Gehorsam gegen den heiligen Stuhl, dessen „apostolischer Kommissar und General-Inquisitor ketzerischer Verderbtheit“ er war, er rief die vom Hussitismus Angekränkelten zum Eintritt in den Franziskaner-Orden auf und versprach ihnen das zukünftige Heil durch die Gnade, welche diese Gemeinschaft vor Gott erlangt habe. Auch er wußte eben kein besseres Mittel, die Welt von ihren Gebrechen zu heilen, als Buße und Mönchstum. Immer wieder von neuem drängte man in der Ratlosigkeit, wie die gesellschaftlichen und kirchlichen Schäden zu beseitigen seien, die Menge diesen beiden Mitteln zu. Man wollte sie Selbstbeschränkung lehren, weil ja doch alle Welt sah, daß es in so nackter Selbstsucht nicht fort gehe; man wollte sie an die Kirche fesseln, mußte sie aber somit der unverbesserlichen Geistlichkeit verbinden. Es half Capistrano der augenblickliche Erfolg nichts. Auch wenn ganze Städte, mit Rat und Geistlichkeit an der Spitze, Tertiarier wurden, vermochte er sie nicht katholischer zu machen, führte er die noch Unbefangenen nur immer näher zur Erkenntnis der inneren Fäulnis der Kirche. Es nützten die Heilmittel nichts, wo die Aerzte selbst den Krankheitsstoff von Haus zu Haus schleppten.

Freilich der äußere Erfolg war ein gewaltiger; die Berichte erzählen von dem Triumphzuge des eifernden Mönches. Es muß

der den Siebzigern sich nähernde Greis eine eigene Macht über die Geister besessen haben. So zog er beispielsweise am 16. Febr. 1452 in Chemnitz ein. Vier Ordensbrüder zu Pferde und vier zu Wagen folgten ihm. Am 4. März schon nahm er die ganze Stadt in die Laienbrüderschaft der guten Werke seines Ordens auf. Er predigte täglich 3—4 Stunden lang. Aber er predigte lateinisch und ein Ordensbruder verdolmetschte die Rede der Menge, den zur Heilung herbeiströmenden Kranken. Er forderte von den Gemeinden prunkvolle Einholung, schön geschmückte Kanzeln, damit seine Einfachheit desto kräftiger absteche. Tagelang vor ihm ritten seine Boten ein, seine Wunder verkündend. Er hatte einmal dem Donner geboten, zu schweigen und ein andermal dem Regen untersagt, seine Gemeinde zu stören. Die Vögel zwitscherten nicht, und die Heimchen zirpten nicht, wenn er sprach. Mit Staunen sahen die bedächtigen Deutschen des Südländers heftige Bewegungen, wie er „nach italienischer Sitte" mit Händen und Füßen gestikulierte, zu Leipzig auf der Kanzel einen Totenkopf schwang, um an ihm die Vergänglichkeit aller Dinge zu lehren. In Meißen redete er vom Dache eines Hauses am Markt herab, die Dresdner Bäcker führten Brot zu, um die Volksmassen in der Stadt zu speisen. Als man im März des „andächtigen Vaters" Ankunft in Dresden erwartete, zahlte der Rat an 12 Gesellen auf 3½ Tage Lohn für die Reinigung des Marktes, der Zimmermann baute einen Predigtstuhl — aber die Dresdner warteten vergeblich. Capistrano zog nach dem Süden, in die deutsch-böhmischen Lande. Er hütete sich vor den tschechischen Gebieten, denn er durfte sich der Gefahr eines Mißerfolges nicht aussetzen, er durfte nicht aufhören, der unwiderstehliche Wundermann zu sein. Daher kehrte er bald aus Böhmen zurück, um in Thüringen leichtere Erfolge zu erkämpfen, wo damals der Vernichtungskampf gegen die Geißler begann. Erst Ende Dezember kam er nach Dresden, wo er in einer Woche mit seinen 8 Gesellen 12 Schock 12 gl. auf Ratskosten verzehrte. Welscher Wein für den „andächtigen Vater" bildete dabei, trotz der Bußübungen, einen nicht geringen Posten. Jene Summe aber würde nach heutigem Gelde und Preisstande etwa 1200 Mk. ausmachen!

Der Kampf gegen den Unglauben, die Ketzerei war der Zweck der großen Anstrengungen. Man sieht dies an den Folgen von

Capistranos Reise. Die Breslauer wurden zu glühendem Haß gegen ihren utraquistischen König Georg Podiebrad aufgestachelt. Die Städte nahmen auch in der Lausitz eine drohendere Haltung an. Im Meißnischen und in Obersachsen begann das Volk sich zu regen. Capistrano umging das Ketzerland Böhmen, wie der Böttcher das Faß, um mit dem dröhnenden Hammer seiner Beredtsamkeit ihm die eisernen Bande Roms anzuschmieden. Aber als die Utraquisten ihm zu antworten begannen, als ihr Führer Rokyczana ihn zum Redeturnier herausforderte, machte er Bedingungen, welche beweisen, daß seine Klugheit größer war als seine Leidenschaftlichkeit, daß er der Kraft seiner Worte nur dann völlig traute, wenn auch die Macht ihnen zur Seite stand. Aber zwischen dem Schloß Kruman im Böhmerwald, wo er als Gast des großen deutschen Herrengeschlechts der Rosenberge lebte und der Taynkirche in Prag, wo Rokyczana herrschte, flogen Schimpfreden hin und her, als wenn homerische Helden sich bekämpften.

3. Strömungen im Volke.

Obgleich Tausende auch in Meißen, aufgeregt durch die eigenartige Erscheinung des italienischen Mönches, sich zu Tertiariern hatten anwerben lassen, waren sie den Mißständen der Kirche gegenüber nicht blinder geworden. Die Anfänge einer Umwälzung im Volke äußern sich nicht durch grundsätzlichen Bruch mit den bestehenden Gewalten. Man erkennt die Uebel, nicht aber alsbald ihre Ursache. Man schwankt in den Mitteln, den wachsenden Schaden im Volksleben zu bekämpfen. Jeder sieht in der Befriedigung seiner Wünsche das Heil der Allgemeinheit. Die durchgreifendsten Vorschläge finden den größten Anklang. Die Gefahr liegt nicht in der Klarheit, sondern im Schwanken der Meinungen, nicht in der Folgerichtigkeit der Führer, sondern in den Stauungen der Bewegung in den Volksmassen, die ihr Augenmerk den Nebendingen zuwenden, da sie das große Ganze nicht versteht. Die Zahl der bewußten Ketzer hatte in Sachsen wohl nicht zugenommen, wohl aber die Zahl der in geistige Bewegung Geratenen; der Volksstrom war in Fluß gekommen.

In Böhmen schien die Bewegung ihren Gipfelpunkt schon

überschritten zu haben. Dort waren die Taboriten in vereinzelte Städte zurückgedrängt. Die gemäßigtere Richtung der Utraquisten hatte mit Georg Podiebrad die Oberhand gewonnen, seit 1448 die katholische Partei, welche von Prag wieder Besitz ergriffen hatte, überrumpelt worden war. In Böhmen selbst standen jetzt die katholischen Barone dem Volkskönigstum, die Deutschen den Tschechen erbittert gegenüber. Das hielt aber Podiebrad nicht ab, die Sektiererei mit scharfer Geißel aus seinem Lager auszutreiben. Er trug die Macht in fester Hand, gestützt auf Rokyczana und die utraquistische Geistlichkeit. Aber durch den Ausgleich mit der katholischen Kirche, durch die Compactaten, war der hussitischen Sache die volkstümliche Schwungkraft genommen. Die Verteidigung des Kelches allein, die nun zur Aufgabe der Bewegung gemacht wurde, konnte die Massen zwar entflammen, aber nicht sie geistig erheben. Es blieb in Böhmen das Bewußtsein unter den Massen, daß sie einst für andere Dinge das Schwert ergriffen hätten, als für rein theologische Fragen. Der Kirche aber waren diese die entscheidenden. Sie bekämpften die Ketzer, während die Bücher der Neuerer mehr und mehr gelesen und bewundert wurden, sie wendeten sich gegen die Zerstörer der Kirche, während der Haß gegen die „Pfaffheit" im Volke täglich wuchs.

Die Parteien in der Menge hatten nicht die klaren Ziele der utraquistischen Führer. Sie sehnten sich nach Verbesserung ihrer Lage, sie hatten im Meißnischen bei Podiebrads Einfall erst 1450 die rohe Hand der tschechischen Krieger zu schwer gefühlt, um sich für diese begeistern zu können; sie horchten aber doch der Rede wandernder Agitatoren, welche ihnen die kommende glückliche Zeit der Befreiung vom Papst, dem Antichrist, verkündeten. Unerfahren in politischen Dingen, von der noch selten gehörten Rede gewandter Führer leicht hingerissen, schwankten sie zwischen den Versprechungen der Kirche und den aufreizenden Worten der Winkelprediger, leicht geneigt zu schneller That, schwer festzuhalten zu einheitlichem, folgerichtigem Wirken.

In den mittleren Gesellschaftskreisen überwog die konservative Richtung. Die Stände murrten darüber, daß die Fürsten durch ihre Verbindung mit Georg Podiebrad die katholischen Grundsätze aufgegeben hatten. Aber die politischen Vorteile, welche die Ver=

bindung mit dem König brachten, ließen auch sie verstummen. Also auch sie waren schlaff in der Verteidigung des allein seligmachenden Glaubens.

Auf diese Kreise im Sinne Roms zu wirken war vorzugsweise die Aufgabe eines andern päpstlichen Abgesandten gewesen, der sich 1450—1458 in den hussitisch beeinflußten Landen aufhielt, des Enea Silvio de Piccolomini.[19]) Er war ein feingeistiger Mann, ein Dichter, ein Humanist, der auf der Höhe des Wissens seiner Zeit stand. Seine Aufgabe war, das religiöse Freiheitsbedürfnis auf politischem Wege zu zerstören, jenem Bündnisse zwischen Papst Nikolaus V. und Kaiser Friedrich III. zum Sieg zu verhelfen, welches der Welt die Ruhe und Ordnung nach dem Sinn der Kirche wiedergeben sollte. Auch er betonte stets die Türkenfrage und benutzte sie als Mittel, um das Geschrei nach kirchlichen Reformen einzulullen, auf kommende große, sittliche Thaten Roms zu vertrösten. Wie Capistrano auf offenem Plane in heftiger, erschütternder Beredtsamkeit, doch auch mit den Mitteln des Marktschreiers die Volksmassen gegen Böhmen aufzuregen suchte, so trachtete sein vornehmer Landsmann durch eine in Deutschland von den am höchsten Gebildeten viel bewunderte Wohlredenheit, durch die Feinheit diplomatischer Wendungen die Vornehmen in das Lager der streitbaren Kirche hinüber zu ziehen.

Als ein dritter stand neben ihnen Nicolaus Cusanus[20]), der berühmte deutsche Gelehrte und Kardinal — er stammte von Koes an der Mosel —, der ursprünglich neben Enea die Uebermacht des Papstes auf dem Konzil zu Basel bekämpft hatte, später aber, angesichts des Hussitismus, zur strengsten Reaktion übertrat und eifrig an der Reform des Klosterwesens und durch diese für die Zwecke der römischen Kirche arbeitete. Seine Agitationsreise durch Oesterreich, Bayern, Franken, Thüringen, Sachsen und die Niederlande, welche 1451 stattfand, zeigte ihn als Bahnbrecher des Capistrano. Denn auch er predigte vor dem Volk, rief zur Opferleistung auf, verteilte den Ablaß und brachte durch diesen so viel Geld auf, daß er dem Papste 200,000 Goldgulden abzuliefern vermochte.

Das Kreuz wurde nicht vergebens gepredigt. Wenn es auch die Fürsten über sich brachten, den „Aufgerückten“ wie sie Georg

Podiebrad spottend genannt hatten, den einfachen Edelmann, mit ihrem Geschlechte zu verbinden, so fanden sich doch Männer genug, die einen tiefen Haß gegen die Utraquisten im Busen trugen und den Sendlingen Roms Gehör schenkten. Inzwischen war Enea Papst geworden, saß als Pius II. auf dem Stuhle Petri, ein Mann, der die Gefahr des Hussitismus aus der Nähe kennen gelernt hatte. 1462 kam es zum Bruch mit Georg, der bisher zwischen den kirchlichen Parteien geschwankt hatte, in der Hoffnung, die Tschechen würden die nationale Frage von der kirchlichen zu trennen vermögen. Dann (1465) wurde Georg wegen Ketzerei, Rückfall in die Ketzerei, Meineid, Kirchenraub, Gotteslästerung und anderer todeswürdiger Verbrechen vor den Richtstuhl des Papstes geladen und endlich, weil er nicht erschien, am 6. August 1465 verdammt.

Der neue Legat, Rudolf, Bischof von Lavant, sollte gegen alle Anhänger Georgs mit geistlichen Processen vorgehen, alle Familienbündnisse und Verbindungen, die der Ketzer mit Katholiken geschlossen habe, aufheben, alle Eide, die ihm geleistet seien, für null und nichtig erklären und die deutschen Fürsten zum entscheidenden Kampf gegen die Ketzer, zu deren Vernichtung, aufrufen.

Den Bischofstuhl zu Meissen nahm seit 1463 Dietrich von Schönberg ein, zwar ein durchaus kirchlich gesinnter Mann, doch ein Gegner jener allzu scharfen Maaßregeln Roms, von welchen er nur zu deutlich erkannte, daß sie verfehlte seien. Denn die Aussicht auf dauernden Erwerb des Plauen'schen Landes ließ Herzog Albrecht keinen Augenblick zögern, aufs neue seinem Schwiegervater den Lehnseid zu schwören „zu merklichem Verdruß, Schaden und Schmach unserm allerheiligsten Vater, dem Papst, und der heiligen römischen Kirche"; ja 1466 zogen Albrecht von Sachsen und Markgraf Albrecht von Brandenburg persönlich nach Prag, um sich mit Georg zu verbinden.

Damit war noch nicht genug geschehen. Bedeutende deutsche Männer begannen Georgs Recht öffentlich zu verteidigen. Gregor von Heimburg [21]) machte sich zum Anwalt des Königs, einst der Sekretär Eneas, als dieser in Basel noch der Führer der Reformpartei war, jetzt seit 1461 selbst ein feierlich Verbannter, der von Hof zu Hof ziehend überall mit leidenschaftlichem Ungestüm gegen

die Kurie zum Kampf antrieb. Damals, 1466, ging er aus sächsischen Diensten in böhmische über, blieb aber zugleich in sächsischem Sold. Seine Schriften, welche Haß gegen Rom atmeten, wurden überall eifrig besprochen. Auf die öffentliche Verlesung der Bannbulle, welche zum großen Aerger der sächsischen Fürsten selbst in ihrer Hauptkirche und Hauptschloß zu Meißen stattfand, antworteten die Böhmen durch viel gelesene Erklärungen ihres Rechtes.

So drängten auf die Volksmengen die widerstrebendsten Parteiungen ein. Der Bischof vermittelte, die Herzöge verbanden sich mit den Ketzern; dagegen hörten die Bußprediger nicht auf, zum Kampf aufzurufen. Der Dominikaner Heinrich von Schletstadt zog wieder durch die Lausitz und Meißen und verkündete allen, die gegen die Ketzer die Waffen ergreifen, Sündenerlaß und sonstige Gnaden; Sammelstellen für Beiträge zum heiligen Kriege wurden errichtet; von den Hinterlanden zogen schon ungeordnete Schaaren Abenteuerlustiger herbei, um im Kriege ihr Heil zu suchen, der in der Lausitz, in Schlesien wie in Böhmen zwischen der königlichen Macht und den katholischen Herren und Städten bereits ausgebrochen war.

Im Erzgebirge, unter der beweglichen Menge der Bergleute, blieb die planmäßige Bearbeitung des Volkes durch die kämpfenden Parteien nicht ohne tiefgehende Wirkung. Wieder sind wir über den Erfolg der kirchlichen Hetzerei gut, über jenen der Gegenpartei wenig unterrichtet. Freiberg wurde der Mittelpunkt einer neuen schwärmerischen Brüderschaft, welche 1465 Livinius von Wiersberg [22], ein Franziskaner, nach Eger übertrug, die dann bis nach Regensburg und Eichstätt sich ausdehnte und dem Klerus ernste Sorge bereitete. Die Lehre, daß der Papst der Antichrist sei, daß die Niedrigen erhöht und die Gewaltigen entsetzt werden müssen, kündet die Verwandtschaft mit den hussitischen Bestrebungen an. Die Sekte verschwand nicht, als 1467 Wiersberg in Regensburg gefangen wurde und seine Lehre abschwor. Noch auf der Mühldorfer Provinzialsynode süddeutscher Kirchenfürsten von 1490 mußten die Laienprediger und ihre Hörer verbannt werden. Im Jahre 1475 schreibt Matthias von Kemnat „der Verkehrer und Winkelprediger sind fast viel vor dem Böhmerwalde, besonders um

Eger und im Vogtland", Begharden und Lollharden, „unmäßliche große Bosheit, Schalkheit und Buberei" trieben dort ihr Wesen. Schon mag in den Arbeiterkreisen das 1438 von einem deutschen Weltgeistlichen verfaßte Buch der „Reformation Kaiser Sigismunds"[23]) abschriftlich verbreitet gewesen sein, welches die Buchdruckerkunst zu einem furchtbaren Kampfmittel in der Hand der Agitatoren machte. „Die Trompete des Bauernkrieges" hat man es genannt. Eine neue Ordnung sollte durch dasselbe aufgerichtet werden. Niemand setzt sich wider göttliches Gebot, so lehrt das Buch, „als die Gelehrten, Weisen und Gewaltigen; aber die Kleinen rufen und schreien zu Gott um Hülf und um gute Ordnung!" „Wenn die Großen schlafen, müssen die Kleinen wachen!" Freiheit und Gleichheit müsse auf Erden durchgeführt werden. Es sei eine unerhörte Sache, daß ein Christ vom andern sagen könne: „du bist mein!" während doch der Heiland um unser aller Freiheit willen gestorben sei. „Darum wisse Jedermann, wer der ist, der seinen Mitchristen eigen spricht, daß er nicht Christ ist und ist Christo wider!" Den soll man „ganz abthun", wenn er ein Weltlicher ist; ists ein Kloster, so soll man es „ganz und gar zerstören: das ist göttlich Werk!" Die Preistreiberei der Großhändler und die Handelsgesellschaften müssen ebenfalls abgeschafft werden, ebenso die Zünfte. Jeder solle sein Handwerk treiben und kein zweites, alle Preise sollen festgestellt werden, ebenso die Löhne. Geistlich und weltlich solle ganz geteilt werden. Wer sich aber der neuen Ordnung widersetze, solle vogelfrei sein: „denn die Ungehorsamen sind Gott nicht nutz!" Man solle nur fröhlich zuschlagen und das Schwert brauchen. „Gott verläßt die Seinen nicht." „Wenn nun die gemeine Welt bekennen wird unsere Freiheit, so ist den gewaltigen Häuptern die Kraft genommen!"

So lehrten die Socialisten des 15. Jahrhunderts in einer Sprache, deren glühender Hauch den wilden Haß gegen die bestehenden Zustände ebenso wie die felsenfeste Ueberzeugung ausströmt, daß der Welt zu helfen sei, wenn die bestehenden Mächte erst gefallen wären.

Der Bauernkrieg kündete sich an! Schon 1476 gings im Würzburgischen los unter Johann Böheim. Alle Obrigkeit, weltliche und geistliche, sollte abgeschafft werden, da alle Christen

Brüder seien. Wenn keiner mehr habe als der andere, dann haben alle genug. Die Pfründen der Geistlichen waren dem in Haufen sich sammelnden Volke ein besonderer Dorn im Auge, der Geiz, der Hochmut, die Wollust der Priester sollten gezüchtigt werden. Aus allen Nachbarlanden erhielten die Haufen Böheims Zuzug. Die Handwerksgesellen liefen aus den Werkstätten, die Bauernknechte vom Pflug, die Grasemägde von ihren Sicheln fort, alle ohne Urlaub von ihren Meistern, vielfach ohne Kleider und Zehrung, dem Apostel der Brüderlichkeit zu, dessen mystisch begeistertes Wort alle zu wildem Taumel hinriß. Aber der Bischof von Würzburg machte mit Gewalt dem Treiben ein Ende, Johann Böheim wurde verbrannt.

Aber auch die Sendboten Roms hatten im Erzgebirge Erfolge. Die Franziskaner fanden auch hier 1468 Kreuzfahrer, welche in den von ihnen gepredigten Krieg zu ziehen sich bereit zeigten. Es war dies nicht verlaufenes Volk, sondern Lehnsleute des Landesherrn, angesessene Bürger, Bergwerksbesitzer, namentlich aber Handwerker. In Freiberg allein schlossen sich dem Kreuzzug 400 Mann an. Der Dienst war nicht hart. Man verpflichtete sich nur, den Verkehr mit Böhmen zu verhindern, alle Güter der Einfuhr und Ausfuhr fortzunehmen. Es ging ein wüster Krieg gegen Fuhrleute auf der Landstraße und gegen Güter in den Speichern der Städte los, den die Herzöge nicht zu unterdrücken vermochten, ohne sich offen für die Ketzer zu erklären. Erst als die ganze Landschaft in Aufregung und Unruhe kam, als die Kreuzfahrer sich gegen die Anordnungen der herzoglichen Beamten zur Wehre setzten, machten sie Ernst gegen die „Straßenräuber und Landesbeschädiger“ und schufen mit bewaffneter Hand Ruhe unter den allzu dienstbereiten Vollstreckern des päpstlichen Bannfluches, sodaß diese mit demütigen Gesuchen sich entschuldigten.

Während zu den Winkelpredigern die unteren Massen hielten, sehen wir unter den der Kirche Folgenden große Fundgrübner, wie Lucas Schönberg, der sich rühmte, den Herzögen mehr Silber aus seinen Werken überantwortet und erbaut zu haben, als ein anderer in langer Zeit gethan, also ein reicher Mann, der viel Arbeiter beschäftigte. Noch 1470, als der Schneeberg aufkam, waren die Kreuzfahrer nicht allen Verpflichtungen nachgekommen, die man ihnen zur Strafe und als Ersatz für verursachte Schäden auferlegt hatte.

Mit den Kreuzpredigten und Kreuzzügen aber machten die Herzöge nun ein Ende. Sie wollten nicht, daß „das gemeine Volk und unendlich Pofel allein dazu bewegt werde." Die Politik des Hinhaltens, welche Sachsen eingeschlagen hatte, bewährte sich aufs beste. Es glimmte der Haß der Parteien im Lande freilich fort. Aber er verlor seinen Einfluß auf die große Politik, seit 1472 Georg Podiebrad starb und sich somit die Spannung von selbst löste, welche über den von den Bußpredigern wie von den Neuerern durchwühlten Grenzlanden Böhmens lag. Die Staatsgewalt trat siegreich aus dem Ringen hervor. Die Landesfürsten hatten verstanden, Rom hinzuhalten und seinem Drängen zu trotzen. Sie thaten es aber nicht, ohne ihrem Volke eine Lehre zu geben über den Wert des höchsten Richteramtes des Papstes und seines Bannfluches, welche unvergessen blieb und im folgenden Jahrhundert mächtig weiterwirkte.

Zwar vernahm man auch in der Folgezeit noch das „Murmeln" in den tieferen Kreisen des Volkes. Aber die Staatsgewalt hatte sich unter der kräftigen Regierung der sächsischen Fürsten zu sehr befestigt, als daß revolutionäre Bewegungen möglich gewesen waren. Selbst nach dem Eingreifen der Lutherschen Reformation, selbst im Wirkungskreise eines Carlstadt und Thomas Münzer kam es nur in jenen kleinen Reichsgebieten zu einem hellen Aufflackern des Socialismus, in welchen die Polizeimacht schwach war. Die erzgebirgische Revolte von 1520 erhielt nie eigentlich staatsgefährliche Bedeutung, obgleich sie in einem Gebiete ausbrach, das an Zündstoff außerordentlich reich war.

III. Der Profanstil der Spätgothik.

1. Der Humanismus und die Individualität.

Der Reichtum der Freiberger Bergwerke hatte sich schnell in künstlerische Thaten umgesetzt. Die berühmte goldene Pforte ist sein Denkmal; sie überdauerte die Jahrhunderte in unvergänglicher Jugendschönheit. Die Schätze aus jenen Gruben, welche im 15. Jahrhundert erschlossen wurden, äußerten sich auf minder formvollendete, doch gleich eigenartige Weise: sie schufen einen Profanstil der Gothik.

Als der Schneeberg sich aufthat, um 1470, begann gerade eine neue Zeit der Geister anzuheben, der Humanismus auch in sächsischen Landen wirksam zu werden, welcher der Geistlichkeit die Führung des Volkes entriß und die bürgerliche Wissenschaft und Kunst zu Ehren brachte. Erst mit dem Humanismus beginnt auch in Italien der Palastbau, wird aus dem festen Haus ein offener Fürstensitz, aus der Burg ein Schloß. Denn mit dem Humanismus kommt das Recht der Individualität, die Kraft des Staates als Gesetzesgeber und -wächter zur Geltung, verschwindet die Vorherrschaft der Faust und beginnt die Sicherstellung der Bürger im Staate durch den Staat. Mühsam hatten sich einzelne Köpfe von der Ueberlieferung losgerissen, von der bequemen Form, Dinge und Empfindungen nach den Aussprüchen und Funden längst vergangener Tage zu beobachten. Die Mystiker waren seit langer Zeit die ersten, welche wieder in sich selbst die Quelle der Anregung suchten. Wenn sie die Wahrheit auch noch vorzugsweise aus dem älteren Schrifttum hervorholen zu müssen glaubten, setzten sie ihr doch das eigene Empfinden als eine Bestätigung zur Seite. Nach und nach stählten

die Geister das Schwert des Denkens an dem Vorbilde der Antike. Es überkam sie eine junge Kampfluft, die Sehnsucht nach geistigem Ringen, nach einem Strecken und Recken der Gedankenkräfte. Das Ich trat hervor, und wenngleich Alle im Christentum fest zu beharren entschlossen waren, spiegelte dieses sich doch sehr verschiedenartig in den Köpfen wieder. Das Suchen nach dem rechten Wege zur Erkenntnis der gleichen Wahrheit führte die Geister in den Streit. Der Streit aber gab ihnen Mut, ihre Kräfte zu brauchen und förderte die Selbständigkeit der Denkenden. Der Wert des Menschen wurde neu entdeckt, der nun den großen Einrichtungen gegenüber an Bedeutung gewann. Die Persönlichkeit der Volksführer, namentlich der Fürsten, trat immer mächtiger in den Vordergrund. Sie verlangte nach künstlerischer Darstellung.

Dazu kam die Ausbildung des Bürgertums zu steigendem Wohlstand. Die Städte wuchsen an Ausdehnung und Macht. Noch waren die Bürger wehrhaft, die Zünfte meist ein Förderungsmittel für ihre gesellschaftliche Lage, nicht ein Hemmschuh. Die Stände waren minder scharf getrennt. Wer Geld oder Macht erwarb, näherte sich dem Adel; wer Wissenschaft und Geschäftskenntnis erlangte, konnte sich am Hofe über die Ritter erheben. Die Städte lieferten den Fürsten jene Staatsmänner, welche die unglaublich schwierigen politischen Verhältnisse in der deutschen Kleinstaaterei mit einem gewissen meisterlichen Behagen zu bewältigen wußten.

Die Fürsten liebten es mehr und mehr, sich die Wohnlichkeit, die Hilfsmittel der Städte zu Nutze zu machen. Während Kaiser Sigismund noch von Burg zu Burg, von Land zu Land zog und sich, oft zum Gespötte seiner Zeitgenossen, dort fesseln ließ, wo ihm Vergnügen winkte, war Kaiser Friedrich III. völlig seßhaft geworden, mehr als es dem Reiche zum Heile war. Der Begriff der „Residenz“ bildete sich nun erst heraus, seitdem die Verwaltung eine verwickeltere geworden, die Feder zu höherem Rechte neben dem Schwert gelangt war, seit die Gliederung des Staates stärker sich nach der Person des Herrschers zuspitzte und die viel beschäftigten Hofämter an Arbeitskräften und an Aktenstücken reicher wurden.

In Sachsen macht sich um jene Zeit ein völliger Wandel des

Profanbaues geltend. Es giebt einige alte Burgen, die bis in romanische Zeit zurückzuweisen sind. Die Kapelle des Mildensteines bei Leißnig, der Schlösser Gnandstein und Kohren östlich von Altenburg, Scharffenberg bei Meissen, das Schloß zu Grimma seien als Beispiele genannt. Aber es hat sich in den Städten, wo noch der Fachwerkbau überwog, kaum ein Baurest erhalten, der über die Mitte des 15. Jahrhunderts hinausreicht. Seit 1470 etwa entstanden nun in den sächsischen Städten große Steinhäuser, Zeugnisse gediegenen Wohlstandes, behäbigen Sinnes, kräftigen Unternehmungsgeistes. An der Spitze der Städte steht Zwickau mit einer Anzahl stattlicher Bürgerhäuser. Aehnliche finden sich in Leipzig, Reste in Dresden. Vieles zerstörte Brand und Neuerungseifer. Wie die Bürger dachten auch die Herren an die Umbildung ihrer Heimstätten. Es entstanden künstlerisch geschmückte Rittersitze.[24]) Seit die Fürsten begannen, an die Ausgestaltung ihres Wohnsitzes höhere Ansprüche zu stellen, bildeten sich auch festere stilistische Formen heraus. Bisher hatten sie kein Schloß besessen, welches ihrer Bedeutung auch nur einigermaßen entsprochen hätte. Noch war die sturmumtobte Burg auf der Höhe des Berges oder inmitten eines Wallgrabens, der enge, verteidigungsmäßig finstere Nutzbau, ihre gewöhnliche Heimat, sahen sie mit Neid auf die Klöster und deren mächtige Dormitorien und Refektorien, auf den Prunk jener, welche das Gelübde der Armut geleistet hatten.

Aber die Fürsten mußten sich auch zu künstlerischen Thaten angeregt sehen, wenn sie in andere Länder hinüberschauten. Der Wandergeist lockte auch jetzt in den Tagen der Herausbildung der Individualität. Einige halbverstandene Stellen aus älteren Schriften, also ein Stück Ueberlieferung, und einige zufällige Naturbeobachtungen, also ein Stück des neuen Geistes selbständiger Prüfung, gaben Kolumbus den Mut zu seiner Fahrt gegen den Westen; das wäre früher unmöglich gewesen. Man wollte selbst beobachten, man gefiel sich in kühnen Gedankenverbindungen. Die Unzufriedenheit mit der eigenen Welt steigerte die Sehnsucht, fremde Anschauungen kennen zu lernen. 1461 zog Herzog Wilhelm III. von Sachsen nach dem gelobten Lande, 1476 folgte sein Neffe Albrecht seinem Beispiele, 1493 Kurfürst Friedrich der Weise, 1498 Herzog Heinrich, der Sohn Albrechts. War es nur kirchlicher

Bußsinn, nur ein „gutes Werk“, welches diese Fürsten, die Verbündeten und Verwandten Georg Podiebrads nach Palästina zog? Oder waren sie und ihr zahlreiches Gefolge Männer, welche beobachten, vergleichen und dann aus eigener Lebensbereicherung heraus fördernd wirken wollten?

Italien war das beliebteste Reiseziel der Deutschen, Rom die Sehnsucht der Frommen, wie der Lebenslustigen. Dort blühte schon längst eine städtische Kunst, dort hatte das kräftigere Hervortreten des Ich schon längst ein bürgerliches Bauwesen ins Leben gerufen. Herzog Wilhelm sah 1461 in Venedig den Dogenpalast und viele andere Bauwerke fertig, welche ihm eine höhere Profankunst boten, als sie in seinen Landen betrieben wurde. Aber er war allem Anschein nach weit davon entfernt, an eine Nachbildung dieser Werke zu denken. Die Kunde von derartigen Bauten war aber sicher in Deutschland verbreitet, wo die Kunst bisher eine vorzugsweise kirchliche gewesen war. Seine Neffen und Erben begannen zuerst in Sachsen etwas ähnliches zu planen. Die Schätze des Schneeberges gaben ihnen die Mittel dazu.

2. Das Schloß zu Meißen.

Meißen war der Lieblingssitz des Kurfürsten Ernst und des Herzogs Albrecht. Dorthin bauten sie ihr neues Fürstenschloß [25]), einen Bau, der an Größe alles überragt, was an ähnlichen Werken in den Nachbarlanden entstanden war seit den Tagen, in welchen Kaiser Karl IV. die Karlsburg bei Prag errichtet hatte. Die Lage des Baues ist bezeichnend. Er steht auf jener von steilen Felswänden umgebenen Hochebene, auf welcher der Dom der Meißner Bischöfe seit dem 12. Jahrhundert sich erhob. Von jeher war auf ihr die Kirche ansässig gewesen. Die Stadt lag zu Füßen des über stattliche Brücken zugänglich gemachten Berges. Es war das Ganze eine Burg, deren Mauern aber nicht einen engen Raum zur Verteidigung eines Hofgefolges, sondern auch die Landeskirche umschloß. Sie war nicht der Sitz eines fürstlichen Ritters, sondern als der Mittelpunkt eines Staates gedacht, dessen beide leitenden Gewalten, Fürstentum und Kirche, zu einem nur in sich getrennten, nach außen vereinten Ganzen verbunden, sich über Bürgerschaft



Abbildung 1. **Das Schloß zu Meißen.** Links die Sitze der Domherren und das Bischofschloß mit dem starken Eckturm, rechts das Fürstenschloß (die Albrechtsburg); dazwischen der Dom, dessen Westtürme hier als nach Art jener des Domes zu Erfurt ausgebaut dargestellt wurden; unter dem Schloß die Stadt mit der Wasserkapelle an der Elbe.

und Land zu freier Stellung erhoben. So ragt die Meißner Burg noch heute in die Lande (Abbild. 1). Der mächtige gothische Dom bekundet den mittelalterlichen Grundgedanken ihrer Lage, die Uebergewalt der Kirche. Aber der Staat hat diese im 15. Jahrhundert mit seinen Bollwerken umgeben und hat sein Heim neben die Kirche gestellt. Er schützt sie, schmiegt sich ihr an, aber er überwältigt ihre äußere Macht durch seine Umarmung.

Das Meißner Fürstenschloß enthält eine Menge großer Räume, deren Zweck zum Teil von alters her bekannt ist (Abbild. 2). Die großen Säle des Erdgeschosses waren die „Hofstuben" der beiden Fürsten, die Versammlungsräume für ihr Gefolge. Daneben fanden sich kleine Hofstuben als Amtsräume. Das Erdgeschoß hat also weite Gelasse für den großen Geschäftsverkehr. Zwei Treppen führen in den darüber liegenden Stock. In der Mitte zwischen diesen liegt die „Appellationsstube", jener Raum, welcher die Räte in nähere Verbindung mit den Fürsten brachte, deren Wohngelasse in den beiden Flügeln sich befanden. Das dritte Geschoß dürfte dem Gefolge zur Wohnung gedient haben, im Keller befanden sich mächtige Wirtschaftsräume. So umfaßte das Schloß Gelegenheit für den Hof beider Fürsten, der zugleich deren Regierung war. Die Räume sind noch sehr ausgedehnt. Das Leben spinnt sich in einer Gemeinschaft ab, die trotz der Zahl ihrer Angehörigen etwas vom Wesen eines Haushaltes im Sinne des Großgrundbesitzers hat; die Glieder derselben sind noch Diener, die Herren noch ihren Genossen menschlich nahe, ihr Leben liegt offen vor diesen, wie das des Hausherrn vor seinem Gesinde. Aber die Verhältnisse beginnen sich ins Weite zu recken; der gegliederte Staat beginnt sich aus der Fürstenherrschaft herauszuschälen.

Um dem neuen Bausinne der Fürsten, ihrem auf das Große gerichteten Streben und noch dazu der Vielseitigkeit der von ihnen gestellten künstlerischen Aufgabe zu genügen, bedurfte es eines hervorragenden Baumeisters. Denn die Aufgabe war neu. Nicht weit von Meißen finden sich die Reste des Cisterzienserklosters Altenzelle. Man benutzte die dort gegebenen Vorbilder aber nicht. Die Fürsten dachten nicht daran, sich einen Festsaal von jenen mächtigen Verhältnissen, von jener klaren Grundanlage zu bauen, als es das Refektorium der Mönche war. Diese aber hatten es dafür

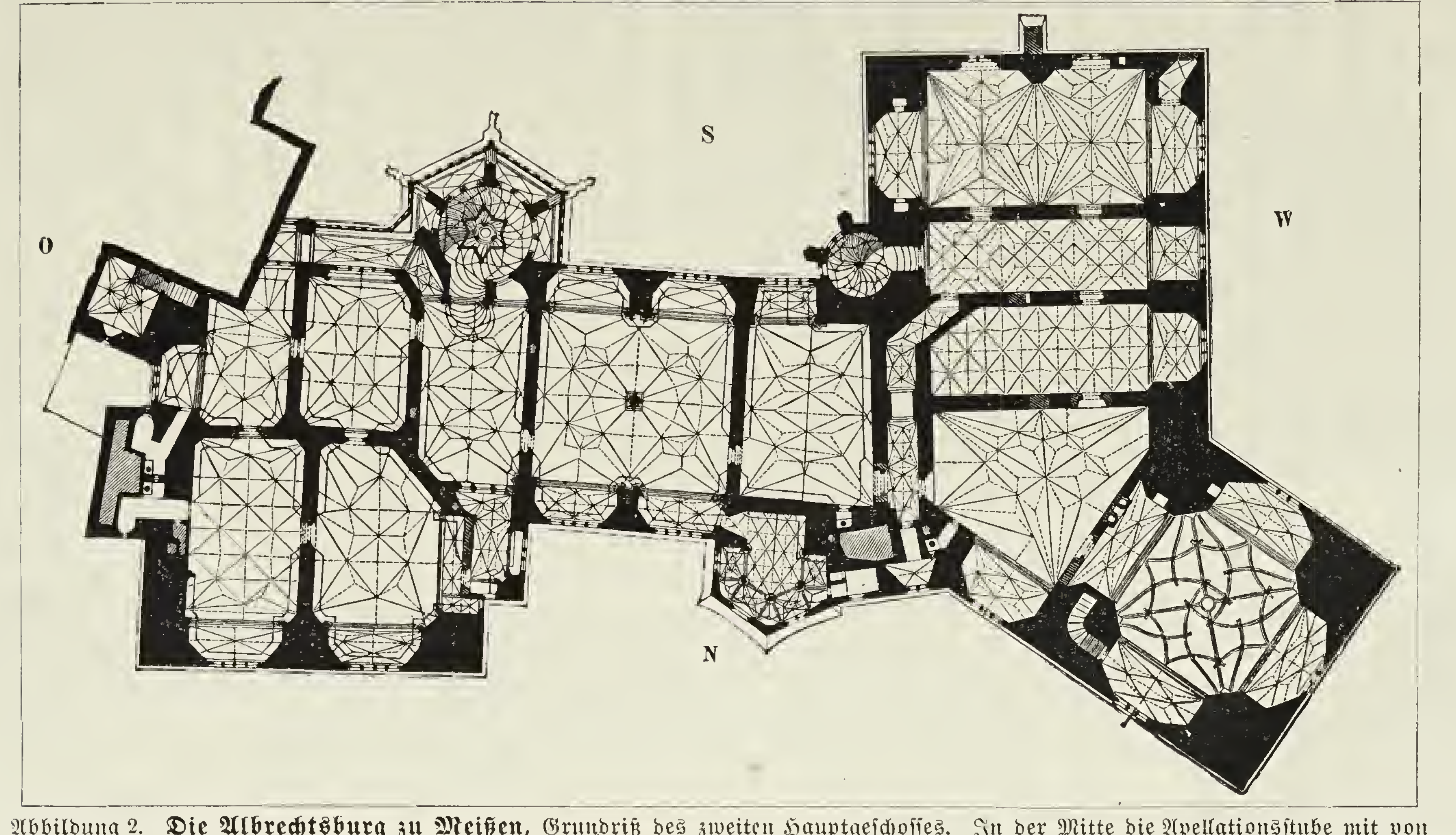


Abbildung 2. **Die Albrechtsburg zu Meißen,** Grundriß des zweiten Hauptgeschosses. In der Mitte die Apellationsstube mit von den beiden Treppen zugängigen Vorsälen und dem reizenden Erholungsraum gegen Norden. Anstoßend nach beiden Seiten je 4 Säle als Fürstenwohnungen. Der Turm gegen Nordwest enthält den erst 1525 vollendeten Wappensaal.

sich mit dem Plane leicht gemacht. Er ist eine fast sklavische Nachbildung jenes von Maulbronn und dieser geht zurück auf das Mutterkloster Citeaux. Der Orden hielt an der Ueberlieferung, er baute Raum neben Raum um den Kreuzgang herum, eine klare, prächtige, übersichtliche Anlage, die aber von außen den Eindruck einer kleinen Stadt, einer Häusergruppe machte. Der Meister, welcher für die sächsischen Fürsten baute, war bemüht, die ungleich vielseitigeren Zwecke in einem Bauwerk zu verbinden, den Teilen ihr Recht zu lassen, aber dabei sie als einem Willen unterthan, darzustellen. Die Mönche errichteten für ihren gemeinsamen Haushalt viele Einzelhäuser, die Fürsten vereinten zwei Haushalte und die Zwecke des Staates unter einem Dach; jene breiteten sich behäbig über dem Boden aus, diese strebten nach geschlossener, wohlabgewogener Verbindung. Dies aber ist es, was den Profanbau zum Palast macht: Erst wenn es gelingt, alle Anforderniſſe des fürstlichen Lebens in ein künstlerisches Ganze zusammenzufassen, wenn die Teile so verbunden sind, daß ein Grundzug alle gemeinsam beherrscht, jeder dem andern förderſam zur Darstellung der Hauptabsicht dient, dann wird aus dem mittelalterlichen Schloß der Palast.

Und der neue Bau in Meißen ist ein Palast im Sinne der Italiener. Er verbindet die vielgestaltigen Teile zu einem Kunstwerk (Abbild. 3). Freilich war sein Erbauer kein Brunellesco, ist Meißen nicht Florenz, Sachsen nicht Italien. Er hatte eine ungleich schwierigere Aufgabe zu lösen als der große Florentiner, welchem zuerst nach langer Zeit gothischer Kunstbestrebungen sich die Augen für die Schönheit der Antike wieder öffneten. Jener fand fertige Formen vor, um seine neuen Gedanken in diese zu hüllen. Die Befreiung von der zur Fortbildung ihm untüchtig erscheinenden, als barbarisch verhaßten mittelalterlichen Gestaltungsart der Kunst war ihm die Hauptsache. In Italien hatte man schon längst jene neuen Bauaufgaben des modernen Staates sich gestellt und hatte sie nur mit Widerstreben in die Formen des Nordens gehüllt. Man empfand dort den inneren Zwiespalt zwischen der nordischen Kunst und den Aufgaben des modernen Profanbaues. Als Brunellesco für diesen die entsprechenden Ausdrucksmittel in Rom wiederfand, in der Stadt, die sich nie mit der Gothik befreundet hat, in jenem

Rom der Republik und der Cäsaren, als die Steine der Ruinen wieder zu sprechen und die Italiener deren Sprache zu verstehen begannen, da war der Uebergang vom Alten zum Aelteren, von

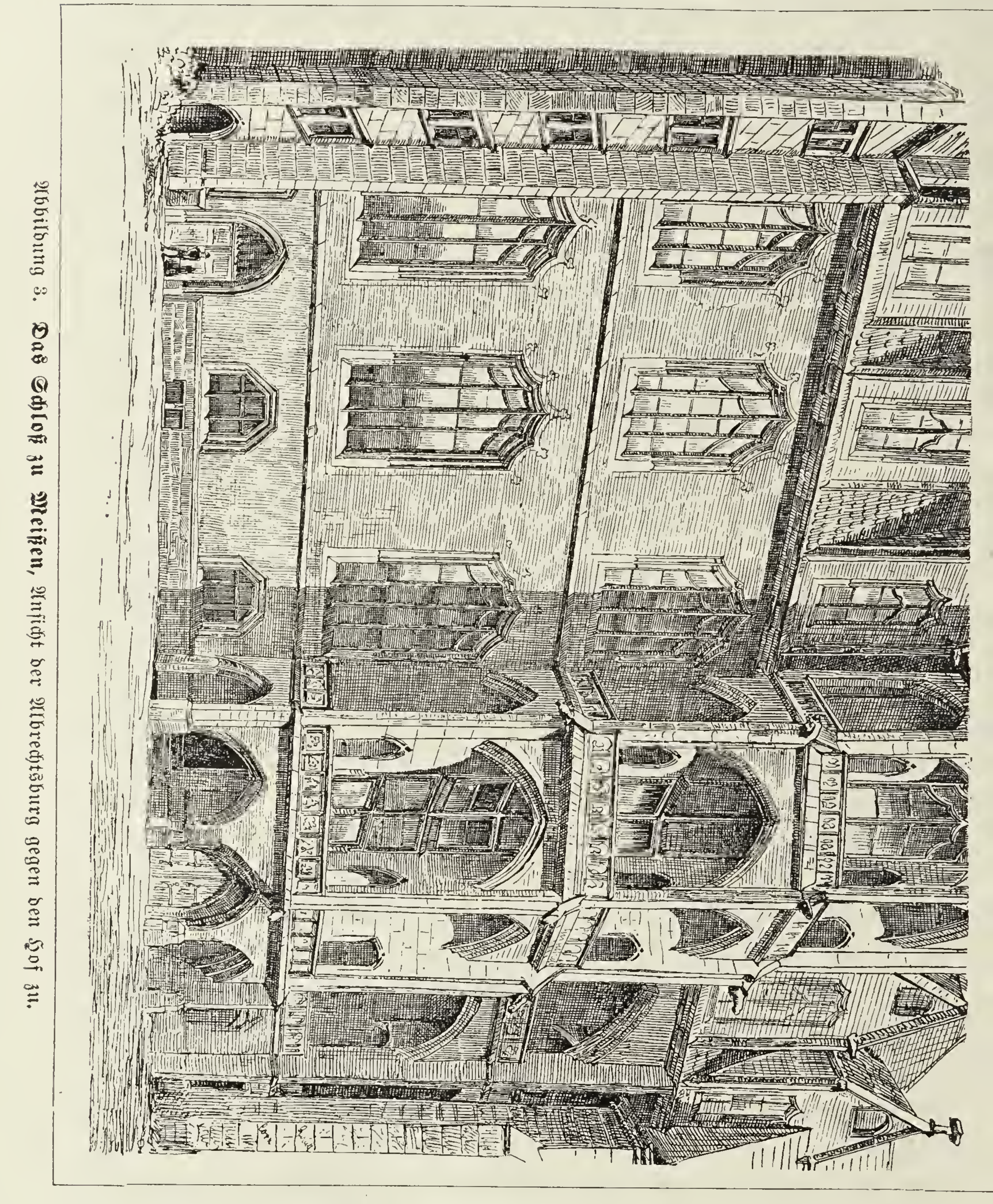


Abbildung 3. **Das Schloß zu Meißen,** Ansicht der Albrechtsburg gegen den Hof zu.

der Gothik zur Antike, die nun wieder in anderer Gestalt neu wurde, ein schneller, von allen freudig begrüßter.

Anders war es in Deutschland. Die Gothik war der Stil

des nordischen Kirchenbaues. Aber tausende lebten im Reiche, welche Rom kannten und wußten, daß die römischen Kirchen anders gestaltet seien als jene in Frankreich und Deutschland. Die Gothik mußte jenen, die zum Grabe der Apostelfürsten wanderten, nicht als die wahrhaft kirchliche Kunst erscheinen, seit sie zu beobachten, zu vergleichen gelernt hatten. Dazu war sie, wie die Kirche selbst, erschöpft, müde, verderbt. Der Schwung der Schaffenskraft war erlahmt. Schon griff man zu künstlichen Mitteln, sie zu beleben. Namentlich die Baukunst stockte. Trotz der außerordentlichen Aufgaben, welche ihr gestellt wurden, fehlte ihr der freie, große Zug, der sie früher belebt hatte. Sie hatte schon längst ihre Innerlichkeit eingebüßt, die Hingabe an die eigentlichen Aufgaben, die Darstellung des Bauzweckes, und war eine Zierkunst geworden, welche sich selbst genügte, jenes Mangels eines Zweckes sich zu rühmen schien, den auch Moderne als das Wesen der Kunst hinstellen. Aber was des Zweckes entbehrt, sich selbst Zweck ist, wird leicht zwecklos, unnütz.

Das 15. Jahrhundert ist die Zeit der großen Thurmbauten an den deutschen Domen, die Zeit der reich verzierten Altäre und Sakramentshäuser, des kirchlichen Prunkes und der künstlerischen Spitzfindigkeit. Im gesellschaftlichen Leben der Künstler ist es die Zeit der großen Brüderschaften, der Vereinigung zu gemeinsamer Vertretung der Lebensvorteile. Es bildet sich nun erst die Baukunst zum Handwerk heraus, erst jetzt treten die vornehmen Steinmetzen in Verbände, welche jenen andrer Gewerbetreibender ähnlich sind. Sie hatten, seit die Geistlichen nicht mehr selbst bauten, als deren Nachfolger, etwas von deren Würde mit überkommen. Von Schritt zu Schritt näherten sie sich aber nun den bürgerlichen Gewerben.

3. Der Hüttentag zu Regensburg und Torgau.

Es war ein ganz ungewohntes Unternehmen in den damals noch in künstlerischer Beziehung infolge der Kriege darniederliegenden Elblanden, als zu Bartholomäi 1462 und darauf nochmals zu Michaelis desselben Jahres in Torgau eine große Anzahl Meister und in Vertretung vieler Fehlender, deren Poliere zur Beratung zusammentraten, um eine Ordnung für die Steinmetz-

hütten aufzustellen.[26]) Vertreten waren zunächst geistliche Gebiete: Magdeburg, Halberstadt, Hildesheim, Merseburg, dann „Müllburgk", also wohl jene Herrschaft Mühlberg an der Elbe, welche seit 1443 dem reichen nordböhmischen Geschlechte der Berka von der Duba durch Tausch zugefallen war und im Vertrag von Eger böhmisches Lehen blieb, bis sie 1520 an Sachsen zurückfiel. Weiter waren auf dem Tage vertreten: Meißen, Vogtland, Thüringen, Harzland.

Ein Hüttenrecht gab es schon in den sächsischen Landen, jenes Hauptrecht, welches die kirchlichen Patrone der Steinmetzen selbst geschaffen haben sollten, die unter Kaiser Diokletian hingerichteten heiligen vier gekrönten Märtyrer. Als man eine neue Ordnung aufstellte, berief man sich auf die alte. Aber nichts deutet darauf hin, daß eine Verbindung unter den Hütten schon früher bestanden habe, vielmehr erkennt man aus der Hüttenordnung von 1462 deutlich, daß sie auf Anregung von außen zu Stande kam. Sagt sie selbst doch, „etliche Werkmeister im Oberland" hätten eine Ordnung in ihre Lande gesendet und sie ermahnet, diese anzunehmen und zu bestätigen. Sie war also etwas neues für die Hütten des Unterlandes, die sich auch keineswegs geneigt zeigten, jene zugesendete Ordnung rundweg anzunehmen. Sie konnten es schon ihrer Landesherren wegen nicht, weil diese schwerlich eine weitgehende Gerichtsbarkeit der Hütten über deren Angehörige in ihren Landen geduldet hätten. Man beschloß also sofort, daß jene Bestimmungen, welche die „Herren" nicht dulden wollen, abgethan werden dürften, und daß man den Werkmeistern und Gesellen nicht das „rechte Buch" d. h. also nicht alle Bestimmungen der Ordnung in die Hand geben, sondern dieses für „Berufungen" bewahren wolle. So wenig man also wußte, wie die Fürsten die Neuerung aufnehmen würden, so wenig war man geneigt, diesen Einblick in die eigenen Verhältnisse zu geben. Es wurde die Ordnung der Hütte als ein Teil ihres Geheimnisses betrachtet.

Es ist uns eine Hüttenordnung der Erfurter Steinmetzen von 1423 erhalten, die von einem allgemeinen Verbande nichts weiß, sondern ihre Verhältnisse unbekümmert um das, was sonst für Herkommen galt, in ihrer Weise ordnete. Eine zweite, etwa von 1500 stammende, zeigt die Verhältnisse keineswegs geändert, obgleich Thüringen den Hüttentag in Torgau beschickt hatte und obgleich der

Erfurter Dommeister Hans Phawe von Straßburg 1464 die Straßburger Ordnung unterschrieb. So wenig also die mitteldeutschen Meister in ihrer Gesamtheit die Straßburger Ordnung annahmen, so wenig dürften auch die Steinmetzen der einzelnen Lande geneigt gewesen sein, der Torgauer Neuerung allseitig beizupflichten. Die Verhältnisse gestalteten sich sichtlich auch in diesem Gebiete nicht so klar, wie die Schwärmer für das Mittelalter annehmen, welche zu glauben scheinen, es habe wirklich dort Ordnung geherrscht, wo eine „Ordnung" aufgerichtet wurde. Durch diesen Irrtum ist man meines Ermessens zu einer starken Ueberschätzung des Wertes der Hüttenverbände gelangt.

Die Sachlage ist wohl eine andere als gemeinhin dargestellt wird. Man empfand im Oberland, namentlich am Rhein, daß das Steinmetzenhandwerk dem Verfall entgegengehe. Man klagte über Zwietrachten, Mißhelle, Kummer, Kosten und Schaden, die durch unordentliche Handlung unter den Meistern beschwerlich geworden seien. Das alte, gute Herkommen und die Gewohnheit, welche die Altvordern und Liebhaber des Handwerks vor alten Zeiten in guter Meinung gehandhabt und hergebracht hatten, waren um ihre Macht gekommen. Daher traten eine Anzahl Meister „kapitelweise" zusammen, um das Herkommen zu erneuern und zu erläutern. Sie setzten eine Ordnung auf, an der zu halten sie sich feierlich gelobten.

Wäre die Ordnung nicht eine Neuerung gewesen, so würden die Meister sich sicher mehr auf die früher giltige als auf das in Schwanken geratene Herkommen berufen haben, würden sie nicht alsbald erklären, daß sie bereit seien, von den aufgerichteten Artikeln jene, welche zu schwer und hart ausgefallen seien, zu mildern nach der Ansicht der Mehrzahl und nach des Landes und der Zeit Notdurft. Dann hätten sie auch nicht gesagt, nur der solle verpflichtet sein, die Ordnung zu halten, der mit gutem Willen „in sie will". Nur solchen gegenüber solle die Ordnung auch Macht haben, zu strafen. Es war also nicht die Ordnung die Fortbildung eines bestehenden, für alle Steinmetzen giltigen Gesetzes, sondern ein wahrscheinlich erster Versuch, Uebelstände durch eine größere Einigung zu beseitigen.

Am 25. April 1459 fand in Regensburg der erste große Hüttentag statt, von dem wir Kunde haben. Hier wurde jene

Ordnung beschlossen, welche den in Torgau Versammelten drei Jahre später zur Beratung zuging. Wir wissen nicht, wie viel fremde „Meister Steinmetzen“ in Regensburg beisammen waren. Das Domkapitel zahlte laut erhaltener Rechnung 3 Schock 6 Groschen für 12 Kannen Wein, den Kopf Welschen Wein zu 14, den Frankenwein zu 6 Pfennige. Es müßten also etwa 225 Kopf getrunken worden sein. Ich kenne nun den Durst der Steinmetzen jener Zeit nicht. Die bayrische Kanne mißt etwa 1,7 Liter. Also werden den Steinmetzen 20 Liter Wein bewilligt worden sein.

Die Ordnung unterschrieben 19 Meister; an ihrer Spitze stand Jost Dotzinger von Worms, der Meister des Straßburger Domes; als zweiter wird genannt Lorenz Spening, Meister des Steffans-Domes zu Wien. Vertreten waren zwar sehr tüchtige Künstler, jedoch nur solche aus Schwaben, Franken, Bayern, vom Oberrhein, der Schweiz und aus den Oesterreichischen Erblanden. Es fehlte das ganze Gebiet nördlich der Mosel, des Spessarts und des Thüringer Waldes. Unter den 25 Gesellen waren anscheinend Nikolaus von Ockel (Ackhl, Aachen?) und Sebastian Nyderländer die einzigen Norddeutschen.

Die Einigkeit, mit welcher die süddeutschen Meister in Regensburg auftraten, war das Ergebnis von Besprechungen, welche vorher in Speyer und Straßburg stattgefunden hatte. Eine weitere Versammlung folgte zur endlichen Feststellung der Beschlüsse von Regensburg in Speyer am 9. April 1464. Inzwischen sendete man die neue beschlossene Ordnung zur Eintragung von Hütte zu Hütte. In den Jahren 1465—1472 folgte noch eine Reihe von Einzeichnungen, welche geographisch über den Kreis der früheren hinausgingen.

4. Hüttengebiete.

Wenn man eine Ordnung haben wollte, bedurfte man auch einer Behörde, die sie handhabe. Man wählte auf dem Regensburger Tage Jost Dotzinger zum obersten Richter. Ein Nachtrag sagt, Lorenz Spening von Wien soll auch zu Wien in dem Lande oberster Richter sein. Ein Richter für Köln wird nicht gewählt, wohl weil die Vertreter hierfür nicht anwesend waren. Der Nachtrag,

daß Meister Konrad von Köln und seine Nachkommen dieses Amt einnehmen solle, ist, wie die Wahl des Steffen Hurder von Bern als Meister für die Schweiz, anscheinend später hinzugefügt, obgleich Hurder zur Stelle war. Es klingt durch die ganze Anordnung des Textes der Versuch durch, Straßburg über die andern Städte zu stellen. Dies ist beachtenswert, weil Straßburg den Mittelpunkt einer ganz bestimmten Schule bildet.

Jodocus Dotzinger war seit 1452 Werkmeister des Straßburger Münsters[27]) und als solcher Nachfolger des Mattheus von Ensingen, der etliche Bauten am Münster angefangen hatte, gleichzeitig aber am Ulmer Dom baute und, da ihm nicht erlaubt wurde, zwischen beiden Städten ab und zu zu reiten, das Straßburger Werk aufgeben mußte. Nun ist Dotzinger keineswegs ein Meister ersten Ranges gewesen. Es waren schwerlich rein persönliche Verdienste, welche Jobst die höchste Stelle unter den Steinmetzen einbrachte. Wohl aber waren es, neben dem hohen Ruhm des von ihm geleiteten Baues, freundschaftliche Verbindungen, die dabei mitsprachen. Hans von Landshut, der Mitunterzeichner der Regensburger Beschlüsse, war z. B. Jobsts Genosse von Jugend auf. Er wurde 1494—1509 Dommeister, nachdem er sich in Bayern einen bedeutenden Namen gemacht hatte. Sein Werk, die Laurentiuskapelle am Dom zu Straßburg, zeigt vollkommen die spielend reiche Architektur, welche die Steinmetzen von den Bildschnitzern erlernt hatten und bei der sich schon Fialen und Gesimse neigen und beugen, als seien sie schwankende Halme und Rohr. Ein dritter Meister war Vincenz von Konstanz. Das war der Sohn des Matthäus Ensinger, der 1463 gestorben war. Er leitete 1459 bis gegen 1484 den Münsterbau zu Konstanz. Meister Hans von Eßlingen gehörte einer anderen Steinmetzenfamilie an, er war ein Böblinger; die Ensinger und Böblinger aber wechselten an den südwestdeutschen Bauten sich gegenseitig ab, sie bildeten eine reine Dynastie. Steffan von Salzburg gehörte unter die Krumauer Meister, welche allem Anschein nach von den Pragern abstammten und in Wien zur Bedeutung gelangt waren — er baute die prächtige Kirche zu Braunau in Oberösterreich. Es ließen sich die Beziehungen unter den Unterschreibenden fortspinnen, so mangelhaft auch unsere Kenntnis jener Zeit ist. Wir sehen aber eines! Es war ein ganz

netter Rattenkönig von Freundschaft und Vetterschaft zwischen einigen leitenden Sippschaften in Regensburg beisammen, der sich um den Straßburger Dom gruppierte und die wichtigsten Bauhütten sich unterthan zu machen suchte. Dies gelang den Hauptfamilien auch in Schwaben in einer Weise, daß neben deren Mitgliedern kaum ein anderer Meister an den großen Bauten zu leitender Wirksamkeit gelangte.

Sichtlich traute man aber von Haus aus nicht der an die Haupthütten neu verliehenen Gewalt. Von vorn herein beugte man sich den politischen Notwendigkeiten. Man schuf nicht einen Mittelpunkt, wie die leitenden Köpfe wohl gewollt hatten, sondern deren vier. Straßburgs Machtbezirk wurde beschnitten durch die staatliche Sonderung gewisser Teile. Die österreichischen Erblande hielten sich zurück, sie bildeten ihre eigene Provinz. Die Eidgenossen, welche zur Kirchenprovinz Besançon gehörten, hatten damals gerade ihren Strauß mit Kaiser Maximilian, der sie völlig vom Reich trennte. Köln hatte das alte Vorrecht für den Niederrhein. Was aber sonst zur Kirchenprovinz Mainz gehörte, sprach sich Straßburg zu. Ja selbst auf das Erzbistum Magdeburg erstreckte es seine Wünsche, denn auch Thüringen und Sachsen, Meißen, Frankfurt und Hessen sollten nach Regensburger Ordnung der Haupthütte Straßburg unterstehen. Wirklich erfolgte eine ganze Reihe von Einzeichnungen in diesen Gebieten. Aber die 1462 in Torgau versammelten Meister dachten nicht daran, sich Straßburg unterzuordnen. Sie gründeten eine eigene Brüderschaft, wie es scheint ohne feste Haupthütte. Auch hier sprengten die politischen Verhältnisse den Plan der Straßburger. Kurfürst Friedrich der Sanftmütige gab 1464 eine eigene Ordnung heraus, die sich freilich nur auf die Arbeits- und Lohnverhältnisse bezog. Aber er faßte doch die Frage als eine landesrechtliche auf und dürfte mit seinen Meistern darin einverstanden gewesen sein, daß sie sich nicht an den Tagen im Oberland zu beteiligen hätten. Ebensowenig that dies Matthis Roritzer, der Dommeister von Regensburg, obgleich unter dem Schatten seines Domes die begründende Versammlung getagt hatte. Als die Passauer Hütte 1473 Meister Hans Phawe aus Erfurt vor ihren Stuhl forderte, erklärte der Erfurter Rat, er sei des Werkmeisters mächtig und bereit,

Klagen gegen ihn anzunehmen, niemand anders dürfe ihn nach den Rechten der Stadt vor seinen Richterstuhl fordern.

Es würde auffallend sein, wenn dem nicht so wäre. Auch unter den Steinmetzen des Reiches gabs Irrungen und Späne im 15. Jahrhundert in Menge. Die alte gute Zeit war auch in die Hütten nicht zurückzubringen. Auch diese waren morsch und verfielen in sich. Die Ordnungen vermochten den Zusammenbruch nicht aufzuhalten.

5. Die Hüttengeheimnisse.

Seitdem die Klosterbrüder selbst nicht mehr bauten, wie sie es im frühen Mittelalter gethan, war die Kunst der Architekten Laienhänden zugefallen. Es war dies in einer Zeit, in welcher eine völlige Umgestaltung des Bausystems durch die Einführung der Gothik sich vollzog. Jene Meister und Gesellen, welche die Bauherren eines Domes damals berufen mußten, sahen ihren Vorteil darin, daß die Lehre ihrer Baukunst nicht Gemeingut werde. Ganz entsprechend dem mittelalterlichen Geiste umhüllten sie ihr Können und ihr Wissen mit dem Schleier des Geheimnisses, das sie nur jenen übertrugen, welche ihrer Genossenschaft sich dauernd anschlossen. Soweit man die Namen der Baumeister verfolgen kann, liebte man es, die Kunst den eigenen Kindern vor allem anzuvertrauen. Meister Erwins, des berühmtesten Werkmannes von Straßburg, Söhne und Enkel waren Steinmetzen. Es blieb die Regel, daß die Söhne der Lehre des Vaters folgten. Zogen sie doch mit diesen von Bau zu Bau, wenn es hier und da zu arbeiten gab, bildete sich doch eine Genossenschaft von selbst, so lange die Zahl der tüchtigen, kunstverständigen Steinmetzen gering und die der baulustigen Herren und Konvente groß war. Aber mit der Zeit breitete sich das Wissen aus. Das Geheimnis konnte nicht vollkommen gewahrt bleiben, die Zahl der Eingeweihten mehrte sich in steigender Progression. Die Hütten wurden zahlreicher, sie begannen in den Städten, in denen es viel zu thun gab, angesessen zu werden, sich zu einer Innung auszubilden. Aber das Wandern erhielt sich. Die Steinmetzgesellen zogen zu ihrer Ausbildung hin und her, stolze Künstler, die sich für besser

hielten als alle andern Handwerker. War doch die Architektur die leitende Kunst der Zeit; konnten sie doch dereinst berufen werden, einen jener mächtigen Dome zu errichten, welche uns noch heute mit Staunen erfüllen; ists nicht ein geheimnisvolles Ding, daß ein kleiner Mensch so gewaltige Bauwerke erdenken kann, wie die Dome des Mittelalters? Die Wandernden hielten aber zusammen, wenn sie sich trafen, sie hatten in Rede und Gegenrede besondere Begrüßungsformen, an denen sie sich erkannten, sie hatten bedeutungsreiche Gebräuche, die der Lehrling auf der Hütte gelernt hatte, und deren Beobachtung ihn als ehrlichen Steinmetz bekundeten, sie hatten eine weitverbreitete Kenntnis der Vorgänge im Bauwesen, der Meister hier und dort, wie denn Wandernde sich nichts Besseres wissen, als ihre Kenntnis von Dingen und Menschen unter sich auszutauschen.

So bestand eine Verbindung unter den Steinmetzen, wie etwa unter den fahrenden Schülern. Sie hatten kein geschriebenes Gesetz, keine Obrigkeit, die die Einhaltung des Herkommens überwachte, keine hemmenden Bestimmungen, sondern jenes freie Künstlerdasein, aus dem das Große sich gestaltet.

Aber die Zeiten änderten sich. Der Wettbewerb begann Meister und Gesellen zu schädigen. Die Ueberzahl der Wissenden mußte dem Einzelnen erwünscht erscheinen lassen, mehr als andere zu vermögen. Das war einerseits möglich durch die Steigerung der Leistung in den Meisterfamilien. Aus der schlicht großen Kunst verstieg man sich zur Künstelei, die Konstruktion der Formen wurde mathematischer, gelehrter, das Wissen begann die Baukunst einseitig zu beeinflussen; und das Wissen, das Vorwiegen des Verstandesmäßigen, das Zurückdrängen der künstlerischen Unbefangenheit — das waren stets die verderblichsten Feinde der Kunst. Andererseits versuchten allem Anscheine nach jene Familien sich unter sich abzuschließen. Es bildete sich eine Sonderstellung vornehmerer Steinmetzen heraus, welche die Lehren kannten, nach welchen man große Dome baute. „Meister, die köstliche Bäue und Werke können und machen, da sie drauf gefreit sind und keinem Handwerk dienen, sie wollen es denn gern thun", also Meister, die sich über die Hütten und das Handwerk erhoben und nur freiwillig sich ihm anschlossen.

Und dann gab es auch wieder viele Gesellen, die nicht eingeweiht waren in die letzten und feinsten Geheimnisse der Kunst, denen Kirchen und Städte aber doch zum Aerger der besser Unterichteten Bauten auftrugen. Es war eben ein schlimmes Ding, daß man noch zu der Zeit, in welcher ein Bramante und Rafael bauten, in Deutschland die Meister großer Dome in einen Stand mit den Handwerkern zusammenpferchen wollte. Damit hemmte man die freie Entfaltung des Könnens. Dürer wußte in seiner Kunst von dieser zünftigen Auffassung des Schaffens Trauriges zu erzählen. Die großen Dommeister aber gaben sich dazu her, die Baukunst durch Hüttengerechtsame regeln zu wollen. Sie mußten sich hier in eine Reihe mit den minder Befähigten stellen, denn all ihre Gesetze gehen auf die Beschränkung, auf die Hemmung der Individualität hinaus. Man muß in der zweiten Regensburger Ordnung von 1514 oder in der Erfurter von 1588 nachlesen, wie gering die Anforderungen waren, die man an einen Steinmetzmeister zu jener Zeit stellte. Die Erfurter Ordnung von 1423 kennt überhaupt keinerlei Prüfung, jene von Torgau begnügte sich damit, daß der junge Steinmetz zwei Meister als Zeugen seiner Tüchtigkeit aufzuführen habe. Es ist also ein Irrtum, zu glauben, im Mittelalter habe ein Gleichmaß des Könnens bestanden. Die Schwachen wollten vielmehr die Starken nicht aufkommen lassen, und den Starken fehlte der freie Blick, um eine echte, über das Handwerk sich erhebende Künstlerschaft zu erstreben, wie sie die Meister noch des 14. Jahrhunderts infolge der Seltenheit ihres Wissens und Könnens, oder früher die bauenden Geistlichen besessen hatten. Nicht die Hüttengemeinschaft mit ihrem Verbietungsrecht und ihren Streiten machte die Architektur des Mittelalters groß, sondern als der Baukunst der Schwung genommen war, blühte das Hüttenwesen; und als die Gothik zusammenbrach, erreichte dieses seine höchste Ausbildung. Es ist, soweit bisher nachweisbar, lediglich eine Schöpfung jenes 15. Jahrhunderts, welches die Schwärmer für die Gothik und ihre Brüderschaften als „Verfall" zu bezeichnen lieben.

Die Uebelstände, welche die Hütte beseitigen sollte, waren verschiedener Art. Je schwieriger und verwickelter die Aufgaben der Spätgothik wurden, desto mehr mußten die Dommeister darauf

sehen, gute Gesellen heranzubilden. Man kam zu einer immer längeren Ausdehnung der Lehrzeit, zur Erschwerung des Eintritts in die Hütte, zu Ausschließungen nicht zunftmäßig Vorgebildeter. Schon war im 15. Jahrhundert am Oberrhein die fünfjährige Lehrzeit im Gebrauch. Dazu kam die Wanderzeit. Je mehr man aber den Eintritt zu den Hütten erschwerte, desto breiter wurde die Menge jener, welche sich außerhalb dieser hielten. Unzweifelhaft entstand nach und nach ein Zwiespalt zwischen den großen Domhütten und den städtischen Meistern, der sich in vereinzelten Streitigkeiten und Versöhnungen nachweisen läßt.

Der Hüttengeselle führte mit Stolz sein „Zeichen". In neuerer Zeit hat man diesen Steinmetzzeichen mit Recht große Aufmerksamkeit zugewendet. Man hat ihre Entstehung folgendermaßen erklärt: Wie die Konstruktion der gothischen Bauformen auf der Durchdringung gewisser geometrischer Figuren sich aufbaut, so hatte man in den Hütten geometrische Grundgestalten gebildet aus Kreis, Viereck, Dreieck, Dreizack und Achteck, denen man eine symbolische Bedeutung beilegte. Jede Haupthütte bildete die Figuren anders aus. Wurde nun ein Geselle freigesprochen, so gab man ihm einen Teil dieser Figur, einige geometrische Linien, als Zeichen. „Man nahm" das Zeichen „aus dem Grunde", wie der technische Ausdruck lautet. Dann wurde das Zeichen in das Brüderbuch eingetragen. Jeder, der nun die Grundfiguren, die „Schlüssel" der verschiedenen Hütten kannte, vermochte aus dem Zeichen zu erkennen, woher dasselbe stamme. Es war also dieses nicht nur dazu da, jeden einzelnen vom Gesellen behauenen Stein für die Lohnabrechnung anzumerken, sondern hatte auch den Zweck einer Künstlerinschrift an demselben. Der Meister brachte sein Zeichen an gewissen Stellen am Bau oft in einem Wappenschilde an, wie er es auch als Siegel führte. Es war also das Ehrenschild des Steinmetzen.

Diese Darstellung der Entstehung der Zeichen hat sehr viel Wahrscheinliches für sich, wenn man sie auf das 14. und 15. Jahrhundert und die Folgezeit beschränkt. Erst mit der Vorliebe für geometrische Spielereien in der Spätgothik dürfte der „Schlüssel" sich gebildet haben. Die älteren Zeichen sind unverkennbar teils Buchstaben, teils sogar Darstellungen verschiedener Gegenstände, teils so einfach, daß sie sich oft wiederholen. Wenn

sich aber an einzelnen alten Bauten des Mittelalters, welche im Stil und der Entstehungszeit nahe zusammengehören mehrere ganz gleiche Zeichen finden, wie ich sie in der Zeit der Frühgothik in Sachsen nachzuweisen vermag —, so zeigt sich, daß schon damals in den wandernden Hüttengemeinschaften das Zeichen den Gesellen angiebt, der den Stein behaute; ohne daß man freilich dabei zu glauben hat, es sei seine Absicht gewesen sich von einem weiteren Kreise von Fachgenossen durch sein Zeichen zu unterscheiden. Erst infolge der dichteren Verteilung der Laienhütten über ganz Deutschland und namentlich erst seit der Mitte des 15. Jahrhunderts beginnen die Zeichen Formen anzunehmen, welche aus dem Grund genommen sein *müssen*.

Wie der „Schlüssel“ der Hütte, so waren deren geometrischen Künste überhaupt „Geheimnis“. Es ist uns das Vermächtnis eines rheinischen Steinmetzen an seinen Sohn erhalten [28]), in welchem dieser sein Wissen auf jenen zu übertragen strebt. Vergeblich suchen wir hierin tieffsinnige Offenbarungen. Was er zu lehren bemüht war, deckt sich mit dem, was wir heute Konstruktionskunde nennen würden. Wie man für jeden Fall die rechte Mauerstärke finde, wie man ein Gewölbe aufzureißen habe und dergleichen, — das sind die Kenntnisse, welche der Wissende vor Anderen voraus hatte. Wer die Baugeschichte der Zeit nach dem dreißigjährigen Krieg, des Verfalles der Hütten und ihres Wissens kennt, der weiß, wie viel Unfälle, ja Einstürze von Kirchen und Palästen die Folge der zurückgekommenen technischen Bildung waren und schätzt die baupraktische Lehre der Hütten nach ihrem rechten Wert. Keinesfalls sahen die Meister, welche sich zu den Ordnungen zusammenthaten, ihre Aufgabe darin, die Kunst des Bauens weiten Kreisen zu lehren. Es ist eine der großen Errungenschaften des Humanismus und der Renaissance, daß sie das Wissen einzelnen Genossenschaften entriß und es auf den Markt des Lebens brachten. „Es soll kein Werkmann, noch Meister, noch Polier, noch Geselle Niemanden, wie der auch genannt sei, der nicht unseres Handwerkes ist, aus keinem Auszuge unterweisen aus dem Grunde zu nehmen...“ heißt es in der Regensburger Ordnung. Und dann ferner wird Jedem, der nicht wisse aus dem Grunde zu nehmen und keinem Werkmann „um

Steinwerk gedient hat", d. h. der nicht als Steinmetz gelernt hat, noch der Hütte „Förderung gebraucht" hat, d. h. in der Hütte gearbeitet hat, verboten, sich „der Stücke", also der Haustein-Arbeit, „anzunehmen". Dieses Verbot wurde damit begründet, daß sonst die Bauherren leicht in Kosten kämen durch solche „unwissenen" Meister. Den Gesellen ward verboten bei solchen Meistern zu arbeiten. Auch sollte der Meister den Gesellen nicht um Geld etwas, was das Steinwerk betrifft, lehren, sondern die Lehre sollen sie „um des Gesellen willen" oder „ein Stück um das Andere" erteilen. Aus alledem geht hervor, daß man es keineswegs gern sah, wenn die Kunde von den Gesetzen der Baukunst sich zu weit verbreitete, daß vielmehr die Regensburger Ordnung nach dieser Richtung dem Grundgedanken der Abschließung diente, daß also Mathäus Roritzer, der Meister von Regensburg und Hans Schmuttermayer sich gegen die Hüttenordnung vergingen, als sie ihre mittelalterlichen Lehrbücher der Gothik zu Nutz und Frommen aller Baulustigen herausgaben.

6. Die Durchführung der Hüttenordnung.

Die Durchführung der Ordnung stieß natürlich auf zahlreiche Schwierigkeiten. Gesetz wäre sie erst geworden, wenn der Reichstag sie angenommen und die Reichsstände sie in ihren Landen verkündet hätten. An einen solchen Weg dachten die Hüttenmeister nicht. Ihnen war ein noch im 18. Jahrhundert vielfach von den Handwerkern angewendetes Strafmittel gegeben, der Verruf. Um diesem zu entgehen, ertrugen die Meister gern schwere Strafen. Der Verruf eines Meisters brachte nach sich, daß kein Geselle bei ihm arbeitete, und daß, wer es doch that, selbst nicht mehr auf anderen Hütten geduldet wurde. Die Macht dieses Kampfmittels war eine große. Man war auch bemüht, alle Vergehen, welche „Steinwerk" betrafen, und womöglich alle anderen auch, welche nicht dem öffentlichen Gericht unterstanden, in der Hütte zu richten, so einen Staat im Staate zu bilden, wie dies das Bestreben fast aller Einigungen jener Zeit war. Die öffentlichen Gewalten mußten es zwar gern sehen, wenn die Hütten für Eintracht, Sittlichkeit, tüchtige Ausbildung unter den Ihrigen sorgten, mußten

aber jede Ueberschreitung des Rechtsgebietes bekämpfen. Die Grenze, wo die Anmaßung der Hüttenmeister der staatlichen Rechtspflege gegenüber beginnt, brachte diese in Streit mit den Landesherren. Wiederholt haben die Akten uns von solchen Vorgängen berichtet.

Das zeigte sich auch schon bei dem zweiten wichtigen Erfolge, welche die Straßburger Hütte erlangte, bei der Bestätigung ihrer Ordnung durch Kaiser Maximilian I. am 3. Oktober 1498. Der Kaiser war den Hütten herzlich zugethan. Denn wie er bestrebt war, die Summe der Kenntnisse seiner Zeit in sich aufzunehmen, so hatte er sich auch den Steinmetzen „aggregieren" lassen. Er war in ihre Geheimnisse eingeweiht. Aber trotzdem war er nicht eben geneigt, allen Wünschen der Straßburger gerecht zu werden.

Vor der Bestätigung wurden zu Basel 1497 und Straßburg 1498 Tage abgehalten, in denen abgestellt werden sollte, was in der Ordnung von 1459 zu hart gewesen sei und die Brüderschaft gehindert habe. Man erkannte also den Mißerfolg an und hoffte von einer „verminderten" Ordnung bessere Erfolge, wenigstens im eidgenössischen und im straßburger Gebiet. Das erstere versagte, wie es scheint, gänzlich — wir wissen wenigstens nichts davon, wie es sich zur Bestätigung verhielt.

Was aber „minderten" die Straßburger, welches waren die Punkte, welchen sie ihren Mißerfolg zuschrieben?

Zunächst stellten sie die Grenzen ihres Gebietes neu fest. Die Bestätigung bezieht sich nur auf den Oberrhein, auf Schwaben und Franken, nicht mehr auf Sachsen, Meißen, Thüringen u. s. w. Es wird also ausdrücklich das Gebiet des Torgauer Steinmetztages frei gegeben. Aehnliche Tage mochten an anderen Orten, namentlich auch in Hessen stattgefunden haben. Der Kaiser dachte nicht daran, die Steinmetzen seiner Erblande unter Straßburg zu stellen, eine Oberherrschaft der Rheinlande hierin anzuerkennen, er dachte auch nicht daran, der Ordnung Gesetzeskraft zu geben, sondern überließ es den Meistern sich für ihre Satzungen die Hütten willig zu machen.

Zweitens stellt die Ordnung den Hüttenmitgliedern nun nicht mehr frei, in die Brüderschaft einzutreten, sondern fordert schon, jeder Steinmetz solle „gebrudert" sein, „der anders sich Steinwerkes

gebrauchen will." Es handelt sich in diesen beiden Fällen also darum, die Grenzen des Wirkungsgebietes zu beschränken, in diesem aber die Macht und das Verbietungsrecht um so stärker auszuüben.

Dagegen gab man den Satz auf, daß die Meister auch Streitsachen „die Steinwerk nicht berühren" nirgends anders als in den Hütten erledigen sollten. Hierin erkennt man die Hand des Kaisers, welcher die Uebergehung der ordentlichen Gerichte nicht billigen konnte.

Alle inneren Fragen der Hütten, die nicht auf die Beziehungen derselben zum Bauherrn oder zum Staate Einfluß haben, wurden in der Bestätigung thunlichst fortgelassen. Nur in einer dieser Fragen sieht man die Absicht, vermittelnd einzugreifen.

Im Meißnischen und in den umliegenden Landen bestand eine vierjährige Lehrzeit, am Rhein eine fünfjährige. Es gab nun allerhand Streitigkeiten, ob jene minder lang ausgebildeten Gesellen für voll anzusehen seien. Nun setzt die Bestätigung fest, daß die Vierjährigen auf den Hütten der Fünfjährigen gefördert werden sollen, daß diese aber eine Strafe von 2 fl „in den Gottesdienst" zu zahlen hätten. Der Lohn eines Gesellen betrug damals 8—14 Groschen in der Woche. Also sollten sie den Lohn von 4—6 Wochen fahren lassen, um die Lücke ihrer Ausbildung damit auszufüllen.

Sehr beachtenswert sind die Bestimmungen religiöser Art. Es liegt in der Natur der Sache, daß die Kirchenbaumeister dem Gottesdienste nahe standen. Die Steinmetzen verehrten in den vier gekrönten Märtyrern ihre eigenen Heiligen. Die Torgauer bestimmten eine ganze Reihe von Messen, welche die Steinmetzen halten zu lassen hätten. Die Ordnung von 1459 thut den in Verruf, der nicht alle Jahre die heiligen Sakramente empfängt und christliche Ordnung hält. Vom Gesellen wird die jährliche Beichte gefordert Diese Forderungen fielen in der kaiserlichen Bestätigung von 1498 fort. In Erfurt forderte die Ordnung von 1423 zwar oft Wachs als Strafgeld, mithin Mittel zur Feier der Messe, jene von 1510 aber bestimmt unter Strafe, daß an Petri Stuhlfeier und am Tage der vier gekrönten Märtyrer nicht gearbeitet werden dürfe. Für erstere Zeit war die Unter=

ordnung unter die kirchlichen Feste selbstverständlich, später nicht. Dafür traf eine Bestätigung des Papstes für die Ordnung ein. Man hat viel von alten Bullen gefabelt, durch welche die Oberherrschaft Straßburgs schon im 13. Jahrhundert festgestellt worden sei. Aber jetzt steht so gut wie sicher fest, daß Alexander VI. der erste war, welcher dem Beispiele Kaiser Maximilians folgend, am 16. September 1502 durch Erzbischof Raimund von Gurk die Ordnung bestätigen ließ, dem dann im Januar 1517 Leo X. folgte. —

7. Meister Arnold und der Profanbau.

Es ist gewiß kein Zufall, daß uns aus der älteren Zeit Namen von Steinmetzen aus Sachsen durch Inschriften oder Chroniken so gut wie gar nicht genannt sind. Ja selbst die älteren Bauwerke entbehren fast ganz der Zeichen. Nun erst, seit dem Torgauer Tage, treten die Bauarbeiter mit mehr Selbstgefühl auf, zeigt sich ein Ruhmsinn unter den Künstlern, der auf eine Erhaltung ihres Namens dringt, der ihre Persönlichkeit mehr und mehr in den Vordergrund treten läßt. Wir werden diese Zeugnisse des neuerwachten Individualismus noch des näheren betrachten müssen. Glänzend äußert sich sein Wirken an dem Meister des neuen Schlosses auf der Albrechtsburg, des ersten Steinmetzennamen, den uns die ältere Geschichtsschreibung Meißens überhaupt erhielt.

Arnold hieß der Meister, er stammte aus Westphalen und wurde zu Pfingsten 1471 als Baumeister für alle fürstlichen Bauten bestellt. Eine nicht sichere Vermutung läßt annehmen, daß er vorher in Dresden thätig gewesen sei. Ich habe in Westphalen keine Anknüpfung dafür finden können, daß er seine Eigenart von dort entlehnt habe. Aber es ist immerhin von Bedeutung, daß er aus dem Lande kam, in welchem die Vertiefung des religiösen Lebens, die aus derselben hervorgehende freiere kirchliche Auffassung und die litterarische Durchbildung in Deutschland damals die größten Fortschritte gemacht hatte. Arnold war ein geachteter Mann, der sich über die zünftlerischen Kreise erhob, er heiratete Margarete, eine Tochter aus dem altadeligen Geschlechte der Rülcke, er besaß ein Gut in Langenau und ein Haus in

Leipzig. Um Pfingsten 1481, also nach etwa 10jähriger Thätigkeit im Dienste der sächsischen Fürsten, war er gestorben.

Arnold von Westphalen war es also, welcher dem Wunsche der fürstlichen Brüder entsprechend, das Schloß zu Meißen baute. Wir wissen nicht, ob er mit den Torgauer Hütten in Verbindung stand. Die Fürsten werden für die neue Aufgabe wohl nach einem Manne gesucht haben, der mehr war als ein bloßer Handwerker, der sich über die Menge erhob. Ein solcher war zweifellos Meister Arnold, denn sein Bau ist eines der kunstgeschichtlich merkwürdigsten Werke der Zeit. Er wurde lange nicht genug beachtet, weil er nicht eigentlich formvollendet ist. Jedoch nicht die Vollendung allein zeigt den Künstler: die Weite des Wollens, die Größe der Absicht, die Innerlichkeit des künstlerischen Dranges bringt ihn unserer Bewunderung kaum minder nahe, wie die fertige Reife.

Der Grundriß des Schlosses offenbart sich dem Kundigen als ein Werk des ernstesten Ringens. (Vgl. Abb. 2.) Die Grundfläche war gegeben. Noch wagte es Arnold nicht, sich von dem Gedanken der Burg völlig frei zu machen. Die gebrochenen Linien, welche der Felsenabhang gegen Norden darbot, glaubte er festhalten zu müssen. Das Schloß erhebt sich thurmartig über dem Thale, seine einzelnen Fenster sind derart gestellt, daß man die Mauerflächen mit Geschoß bestreichen kann. Anders gestaltete er den Bau schon nach der Hofseite. Hier wird die Grundlinie einfacher, hier sollten große klare Massen wirken. Nur die Treppenthürme beleben die in einem rechten Winkel zu einander stehenden Fronten.

Merkwürdig ist die Raumverteilung im Innern. Wenig Gelasse haben eine regelmäßige Gestalt. Man sieht, wie mühsam es dem Architekten wurde, in die zufällige Grundform des Bauplanes die geforderten Räume zu verteilen, dazu allen jenen Wünschen gerecht zu werden, welche die Bequemlichkeit des Lebens und des Wirtschaftens schon damals stellten. Da fehlt es nicht an verborgenen Ecken und heimlichen Gemächern, an zweckdienlichen Verbindungsgängen und tiefen Fensternischen. Und alles das ist geistreich in einander gefügt, ungleich verwickelter, als es etwa italienische Künstler gemacht hätten, voller Notbehelfe und nur halb verdeckter Unregelmäßigkeiten, das Werk einer halb mühsamen halb sorglosen Planung, ein bemerkenswerter Versuch, eine Lösung

an welcher die aus allen Teilen hervorschauenden, nur halb beseitigten Schwierigkeiten und die an sie gewendete geistige Anstrengung den Fachmann fast ebenso überraschen, wie den unbefangenen Beobachter die fast beabsichtigt erscheinenden Sonderbarkeiten der Planbildung.

Ebenso wie der Grundriß zeigt der Aufriß die merkwürdige Kunstrichtung Meister Arnolds. Zunächst fällt auf, daß namentlich in der äußeren Ansicht und in den sicher von ihm errichteten unteren Bauteilen eigentlich alles das fehlt, was wir als die Merkmale der Gothik kennen. Die Fenster sind nicht im Spitzbogen abgeschlossen, sondern zeigen eine gänzlich willkürliche Form, welche sich in der Zeit des wildesten Barockstiles wieder findet und mit Recht den Namen des Vorhangbogens trägt. Das Maaßwerk ist verschwunden bis auf einige dürftige Linien, welche wie Fangschnüre unter dem Vorhange sich hinziehen. Der Bau hat äußerlich keine Strebepfeiler. Die Mauerflächen sind senkrecht gar nicht, wagrecht aber um so kräftiger geteilt. Von den gothischen Ornamenten fehlt so gut wie Alles: Kein Maßwerk, keine Knaggen, keine Kreuzblumen, keine Fialen! Nur an den steil aufsteigenden Dachausbauten erscheinen fein gezeichnete Kreuzblumen. Ein Werk von besonderem Geiste ist der Treppenturm. Man beachte, dabei, daß sein oberstes Geschoß mit der Spitze neuen Ursprungs ist, daß die Verzierungen in den Brüstungen der drei Hauptgeschosse teilweise nachweisbar erst nach Arnolds Tode eingefügt wurden. Die Treppe ist von rundem Grundriß, dreht sich um eine Spille, welche aus drei schneckenförmig sich frei erhebenden Stützen gebildet ist und entwickelt sich nach außen im Sechseck, so daß an die fast völlig durchbrochene Außenwand sich drei breite Strebepfeiler legen, welche unter sich durch Spitzbogen verbunden in jedem Stockwerke einen Umgang tragen. Dieses geistvoll durchgebildete Werk ist ohne Vorbild in Deutschland. Wenn es gleich Wendeltreppen in großer Zahl gab, so wurde doch erst von Arnold und durch dessen Palastbau diese zu einem künstlerisch durchbildeten, weil vom Bedürfnis gefordeten Prunkstücke. Es offenbart sich also auch hier ein Geist, der nicht am Ueberlieferten klebt, sondern selbständiger Entwicklung zustrebt. Mag sich der Meister der innersten Triebkräfte seines Handelns auch nicht bewußt gewesen sein — es wäre ein Irrtum, wollte man ihn auch hierin

über seine aller ästhetischen Grübelei so ferne stehende Zeit erheben — so war er darum doch nicht minder ein Mann der neuen Zeit, der sich mit ganzer Kraft aus dem überkommenen Alten heraus nach eigenartigen Gebilden sehnte, nicht im Geist der Verneinung, sondern in dem thatenfrischen Streben, sein Ich zu neuen Gestaltungen auszuprägen, selbst das zu schaffen, was

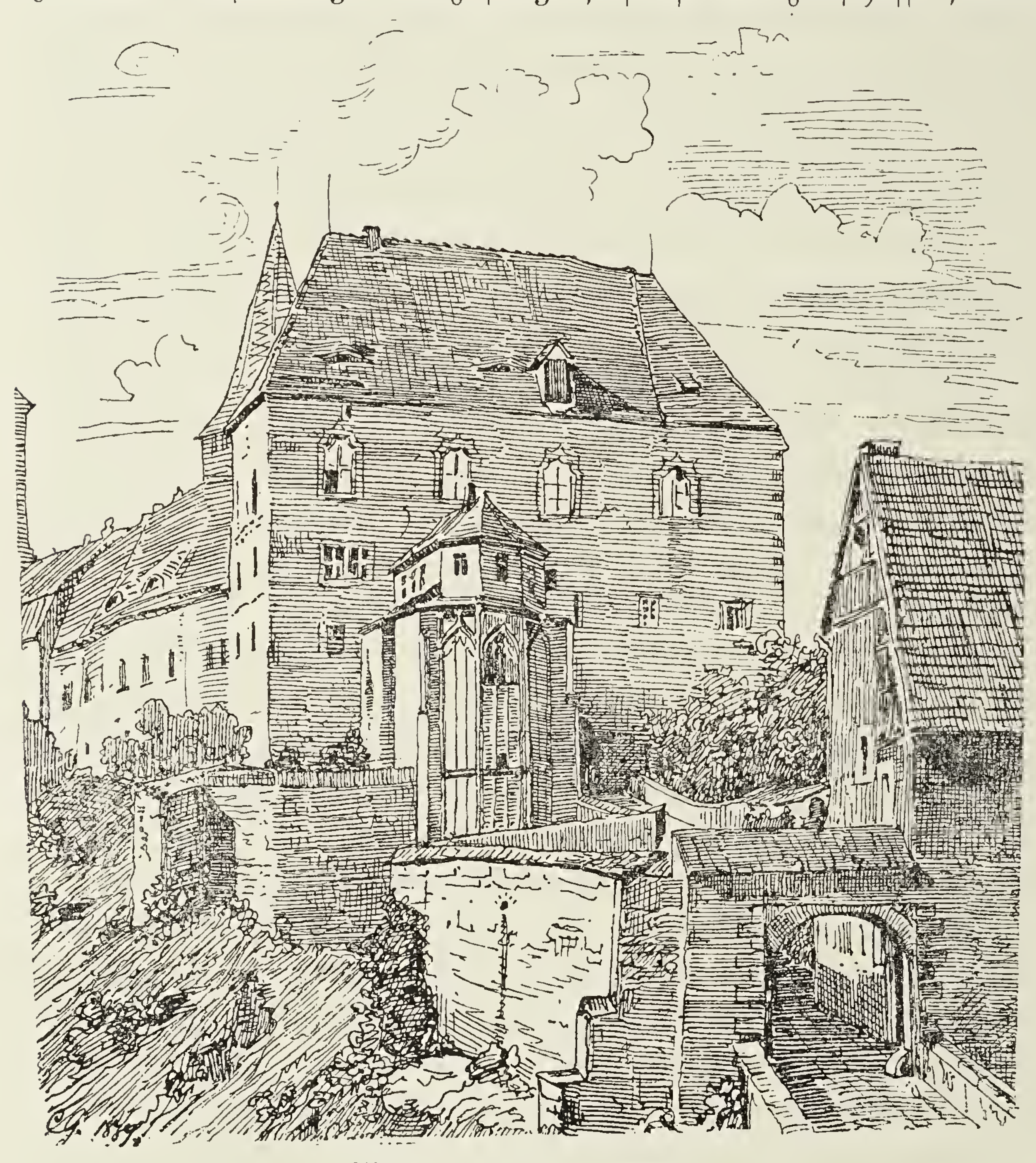


Abbildung 4. **Schloß Rochlitz.**

der Kunst der Hüttenmeister gebrach: nämlich die Befreiung der Form aus der Ueberlieferung und aus den herkömmlichen und erstorbenen Gesetzen.

Im Innern spricht sich der gleiche Geist aus. Die Netzgewölbe der Spätgothik haben hier besonders willkürliche Form,

die Stützen sind fast überzierlich. Aber bald wird die alte Wölbart über Rippen ganz aufgegeben. An deren Stelle treten scharfe, in Ziegel hergestellte Grate, zwischen denen die Kappen schluchtenartig hoch eingewölbt sind. Dies Gratgewölbe entwickelt sich zu einem erstaunlichen Reichtum, es zeigt sich willig, jedem Raume gerecht zu werden, es entbehrt jener Strenge der Linienführung, welche die Rippen notwendiger Weise haben mußten. Es beherrscht den ganzen zweiten Stock des Baues, es erscheint schon in den kleineren Räumen des ersten, wie des Erdgeschosses. Namentlich in der Kapelle, welche aus vier Seiten des Sechseckes gebildet wurde, derart, daß ein Pfeiler, wie an böhmischen Bauten, in der Achse des Raumes steht. Fünf Säulen bilden einen Umgang um den ebenso anmutigen, aber der Kirchlichkeit im gothischen Sinne entbehrenden Raum. Ich will auf die technischen Eigenschaften des Schlosses nicht weiter eingehen, nur die eigentümliche, kapellenartige Ausbildung der Fensternischen betonen, welche kleine Zimmer zwischen den tiefen Mauerpfleilern bilden; ich will ferner nur darauf hinweisen, daß diese Pfeiler als nach innen gezogene Streben erscheinen und in dem oberen Geschosse regelmäßig stärker gebildet sind, als die sie tragenden, weil dem Meister eine größere Belastung der Streben erwünscht war, je höher der Gewölbdruck einsetzte — kurz, es sei auch nach dieser Richtung darauf hingewiesen, daß in dem Meißner Schlosse ein Geist der Selbständigkeit und des Individualismus herrscht, wie in keinem andern deutschen Werke jener Zeit, daß es ein erstes mächtiges Auftreten der Renaissance ist, ehe die Formen derselben diesseits der Alpen bekannt wurden, ein wunderbares Denkmal dafür, daß die Gothik aus sich selbst heraus neue Formen zu einer Zeit anstrebte, in welcher Italien's Boden seinen Söhnen jene des alten Rom wiedergab, daß sich das Mittelalter aus sich selbst heraus den Garaus zu machen begann, ehe die antiken Gebilde Einfluß gewannen.

Das große Werk des Meißner Schlosses hat Arnolds Kraft nicht völlig mit Beschlag belegt. Er baute auch den Hauptteil des Schlosses Rochsburg, in dem er — verkleinert und bei der Enge des Raumes in die Grenzen der Umfassungsmauern seines Flügels hineingezogen — die Wendeltreppe wiederholte; ferner wahrscheinlich die Kapelle zu Rochlitz, welche im Grundriß einfach

gehalten, in den Aufrißformen den Geist des Meisters aufs neue bekundet. Die stattliche Ausbildung des das Thor überdeckenden Hauptbaues, namentlich das Obergeschoß zeigt wieder dem Palastbau zustrebende Absichten (Abbild. 4). In der Kapelle ist wenigstens den Spitzbogen ihr Recht gelassen und die Strebepfeiler sind in freilich verkümmerter Form erhalten (Abbild. 5). So bildet dieser Bau

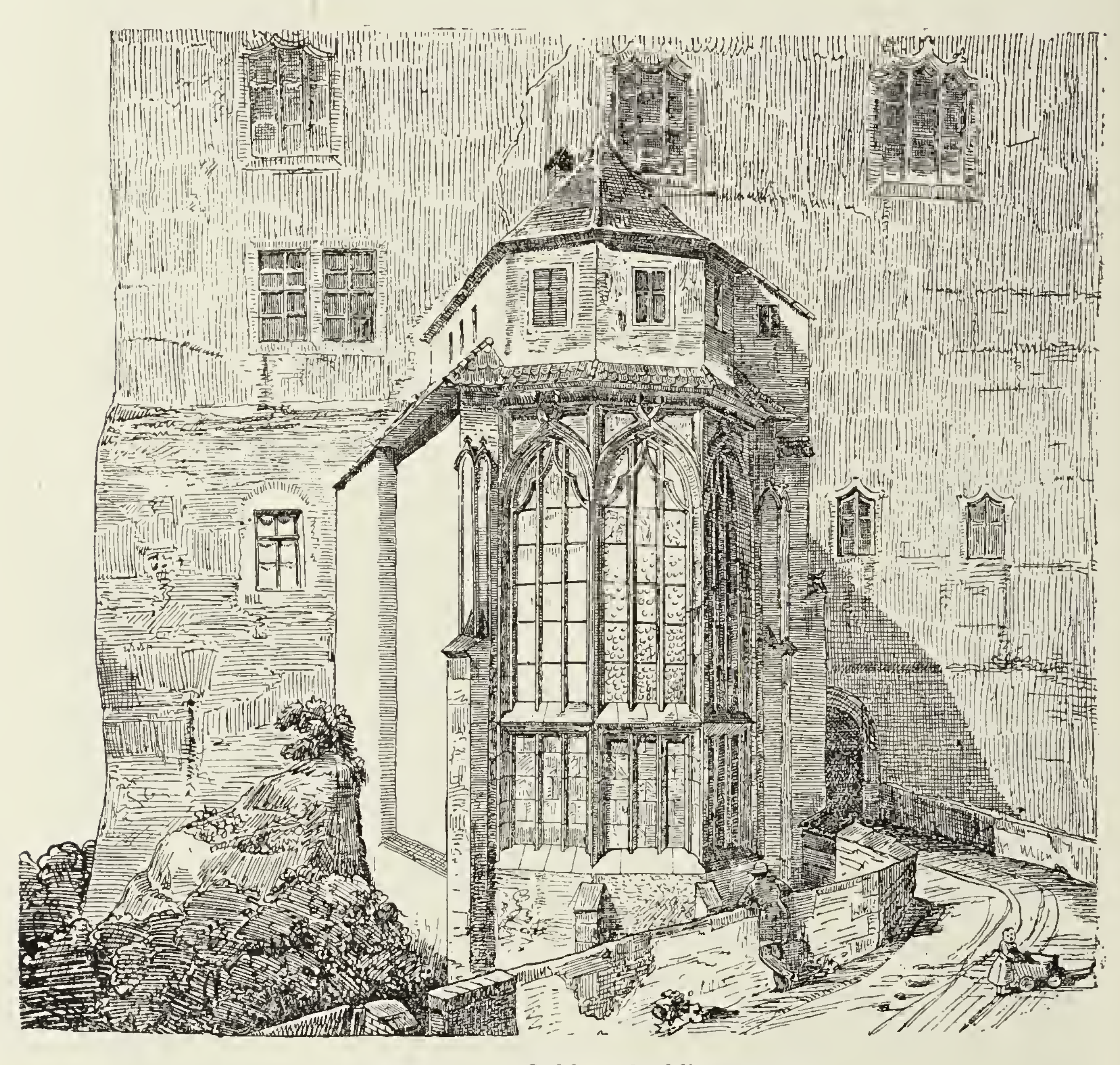


Abbildung 5. **Schloß Rochlitz**, Kapelle.

ein bemerkenswertes Zwischenglied zur alten Formenbehandlung. Was Arnold sonst an kleineren Schlössern nachweisbar schuf, ist ohne Belang. Auch von seinen eigentlich kirchlichen Bauten wissen wir wenig: An der Stadtkirche von Mittweida hat er wahrscheinlich nur die Wölbung gebaut; die kleine Wolfgangskirche bei Meißen ist in Ausstattung und Abmessung von großer Bescheidenheit, merkwürdig nur durch die enge Verbindung von Chor

und Schiff zu einem saalartigen Raume. Eigenartig sind die Obergeschosse der Türme des Domes zu Meißen durch die Massigkeit des Aufbaues und die fast rohe Willkür in der Behandlung der Ornamente, welche in freier Weise das Maßwerk fortbilden.

Auch in allen diesen Bauten zeigt sich Arnold als ein Mann, der sein Ich künstlerisch zur Darstellung bringen wollte und konnte. Sie unterscheiden sich dem Kundigen ebenso sehr durch die Einfachheit, ja Nüchternheit und Gedankenarmut der Profile, welche fast nur aus an einander gereihten flachen Kehlen bestehen, als durch die kräftige Eigenwilligkeit der Hauptformen. Was er baut ist selten oder nie formvollendet, aber stets eigenartig. Er ist ein Mann des Kampfes, der vordrängenden Selbständigkeit, eine gewaltige Kraft, nicht aber eine in sich beruhigte Künstlernatur. Sein Wollen war größer als sein Können: Wollte er doch das schwerste, was sich je ein Künstler zur Aufgabe gestellt hat: Den Bruch mit der Ueberlieferung und die Geburt, nicht die Wiedergeburt einer neuen Baukunst!

Solche Männer, wie Arnold, sind zu allen Zeiten vereinzelte Erscheinungen gewesen. So wenig wie man ihn bis heute zu würdigen verstand, so wenig mögen seine Zeitgenossen ihrer Mehrzahl nach dies gethan haben, jene Meister, die in der zünftlerischen Regelung das Heil der Künste sahen.

8. Konrad Pfluger und der Kirchenbau.

Unverkennbar ragt unter den Nachfolgern Arnolds der Meister Konrad Pfluger am höchsten hervor.[29]) Urkunden lassen vermuten, daß er 1484 in Graupen in Böhmen arbeitete, 1488 wird sein Name in Wittenberg genannt, 1490 ist er in Görlitz am Bau der Peters- und Paulskirche angestellt, nachdem er vorher in Böhmisch-Eicha gebaut und schon seit 1488 der Stadt Görlitz gedient hatte und wahrscheinlich an der Errichtung des dortigen heiligen Grabes mit Anteil hatte. 1497 baute er Pfeiler und Gewölbe der Peterskirche in Leipzig, 1497 für Kurfürst Friedrich, wahrscheinlich am Schloß zu Wittenberg und der dortigen Schloßkirche, 1498 die Kreuzkirche zu Dresden. Er dürfte also die weltbekannte Thüre geschaffen haben, an die Luther seine

Thesen schlug. Im Jahre 1502 legte Konrad Schwad, wie eine alte Chronik berichtet, den Grundstein zum Thurm der Annaberger Kirche. Es ist wahrscheinlich, daß es heißen sollte: Konrad Schwab, wie es wahrscheinlich ist, daß dieser mit seinem Bruder Hans Schwab 1483 in Meißen, später in Dresden gemeinsam arbeitete und daß Pfluger und Schwab eine Person seien, d. h. daß Pfluger aus Schwaben stammte. 1504 baute Konrad Pfluger in Meißen für den Herzog und für den Bischof, 1506 ging er nach Bautzen. In der Lausitz, in Wittenberg, in Meißen finden wir ihn überall dort, wo es große Aufgaben zu lösen gab. Man wird nicht fehl gehen, wenn man bei den bedeutendsten sächsischen Werken jener Zeit seine Mitwirkung annimmt.

Ihm gehört die reiche Ueberwölbung der Görlitzer Peter- und Paulskirche an. Hier ist das Netzwerk der Albrechtsburg nun schon auf die dreischiffige Halle erstreckt, so daß das gesamte Gewölbe ein Ganzes bildet. Ja gegen Süden ist ein viertes Schiff mit in das Netz der Gewölbe gezogen. Die Säulen sind fast übermäßig schlank gebildet. Weite lichte Räume erschienen dem Architekten als wichtigstes Gebot. Die Maßwerkfenster werden breit und hoch, die Zeichnung derselben wird aber immer mehr durch gerade Linien beeinträchtigt, erscheint phantasielos und trocken. Schon sind an dem Südschiff die Strebepfeiler teilweise in die Kirche hineingezogen, derart, daß sich nicht, wie früher, blos nach außen zwischen denselben einspringende Räume, sondern auch nach innen Nischen befinden.

Es bekommt demnach der Kirchenbau eine neue Grundrißgestaltung, welche keineswegs zufällig ist. Man empfand den Uebelstand, daß die alte gothische Anlage nur im Chor geeignete Plätze zur Aufstellung von Altären bot. Die unter der Predigt der Mönche wachsende Sucht, sich den Himmel zu verdienen, die Gewissensbedrängnis der Menge, der stets erneute Aufruf der Geistlichkeit zu Opfern an die Kirche hatte immer neue Altarstiftungen herbeigeführt. Schon stand in den Kirchen der wohlhabenden Städte und reichen Stifte vor jedem Pfeiler, auch des Langhauses, ein Altar. Dort gehörte er sichtlich nicht hin, das empfand man sehr wohl, aber die Kirche bot keinen geeigneteren Platz. Lästig war die Menge der heiligen Tische, weil sie den

Verkehr im Schiff hinderte. Schon begann die kirchliche Erregung, der Anwachs an Volk in den Städten selbst große Kirchen als nicht geräumig genug erscheinen zu lassen. Man bedurfte mächtiger, einheitlicher Räume für eine Gemeinde, die sich als solche zu fühlen begann. Aber die Altäre entzogen nicht nur der Menge den Platz, den ihr Tisch einnahm, sondern es forderte die Achtung, daß man sich ihnen nicht zu nahe andränge. Die Ueberfülle von Messen, welche die Kirche besaß, bewirkte, daß jederzeit an mehreren Stellen der Kirche das Opfer gebracht wurde. Der Hauptaltar hatte an Bedeutung und damit das Querschiff seinen Zweck verloren. Denn dieses ist der Raum, der die Gemeinde von dem Klerus trennte, welcher im Chore seinen Sitz haben sollte. Nun aber amtshandelte er an einem Dutzend Nebenaltären, war mitten unter das Volk geraten — keineswegs zur Stärkung des religiösen Gefühls, zur Befestigung jener Ansicht, welche Gott selbst im Meßopfer gegenwärtig glaubt.

Die vielen Bruderschaften und kleinen Vereinigungen hatten die Stiftung von Altären besonders betrieben. Jeder wollte in der Kirche sein Kirchlein, für sein Gebet seinen Heiligen, für sich ein Sonderrecht haben. Wer nicht zu einer Bruderschaft gehörte, mochte sehen, wie er mit Gott ins reine kam, ohne besondere Fürsprache. Diese Altarstiftungen sind der Ausfluß der im Sinne der römischen Kirche gehandhabten guten Werke; sie sind stets der Beweis einer starken, kirchlichen Strömung, eines lebhafter erregten katholischen Sinnes. In religiös-friedlichen Zeiten genügen die alten Heiligen, die alten Wallfahrtsorte, die alten Gnadenmittel; erst der Kampf um die Gnade zeitigt neue kirchliche Bedürfnisse.

Solange die Messe an vielen Altären die bevorzugte Form des Gottesdienstes war, störten diese indes noch nicht allzu empfindlich. Ueberall aber, wo es galt, durch das Wort zu überreden und umzustimmen, häretische Meinungen zu entwickeln oder zu bekämpfen, überall dort, wo aus den Bruderschaften und kirchlichen Vereinen sich wieder eine Gemeinde herausbildete, wo die Glaubensfragen vor der Menge umstritten wurden, dort traten die Nebenaltäre dem Gottesdienst in den Weg, dort suchte man sie beiseite zu rücken, große einheitliche Räume zu schaffen. Nicht etwa, um im Sinne von heute dem vorher erwogenen Gedanken

einen künstlerischen Ausdruck zu geben, vollzog sich dieser Wechsel der Kirchengrundrisse — ästhetische Erwägungen lagen jener Zeit völlig fern — sondern das einfache Bedürfnis bildete, wie mir scheint, an verschiedenen Stellen langsam die gleiche Form heraus. Freilich sind die Beweise, welche ich für diese meine Ansicht beibringen kann, nur sprungweise. Aber es wäre wünschenswert, daß die Kunstgeschichte den Grundrißformen mit der Absicht nachginge, sie als Ergebnis der kirchlichen Strömungen zu erklären. Sie würde die Hallenchöre des 13. Jahrhunderts, die Hallenkirchen des 14., die freiere, offenere Raumentfaltung zu allen Zeiten und Orten gepaart finden mit einer freieren wissenschaftlichen Richtung und die dämmernden, lichtarmen, mystisch farbentiefen Kirchen zu aller Zeit nicht als das Ergebnis zufälliger Neigungen der Baumeister, sondern nur als Verkünder der kirchlichen Grundstimmung im Volke erkennen.

9. Die Predigtkirche.

So kam es schon unter dem Einflusse der Albigenser zum Wandel im Kirchengrundrisse[30]), denn diesen südfranzösischen Häretikern war die Kirche nicht wie der katholischen Kirche ein Gotteshaus, sondern nur eine Versammlungsstätte.[31]) Sie verwarfen die Tempel, da Gott nicht in Gebäuden von Holz und Stein wohne, sondern in guten und heiligen Menschen. Für ihre einfachen religiösen Gebräuche genügten schlichte, hallenartige Bethäuser ohne Bilder, Kreuze und Kerzen. Auf dem Tische lag das aufgeschlagene neue Testament. Die Predigt war ihnen der wichtigste Teil des Gottesdienstes und der Predigtsaal daher die richtigste Kirchenform, d. h. ein des Chores, der niederen Seitenschiffe, der verwickelten Grundrißanlage entbehrender, einheitlicher Raum.

Südfrankreich[32]) hatte früh eine entwickelte Wölbkunst gehabt und sich auf einschiffige Kirchen beschränkt, um diese anwenden zu können, solange noch das Wölben über freistehende Stützen den Ausführenden als bedenklich erschien. So deckten sich hier die baukünstlerischen und die die Menge beherrschenden religiösen Bestrebungen. Im Kampf gegen das Albigensertum begannen sich in den von der herrschenden Kirche angelegten Bauten die Altar=

anlagen zu mehren, und zwar geschah dies in scharf erkennbarer Absichtlichkeit alsbald nach der Unterdrückung der Ketzerei, also etwa seit 1230, und unter der geistigen Führung des heiligen Dominikus und des von ihm gestifteten Prediger-Ordens. Es fehlt noch an einer Untersuchung des Einflusses der Dominikaner auf den gesamten Kirchenbau. Ihre eigene Regel gebot ihnen, solche Kirchen zu errichten, die für die Predigt geeignet seien. Denn ihr Orden hatte den Zweck, die häretische Erklärung des Wortes durch die katholische zu verdrängen. St. Dominikus nahm also den Gedanken, daß der Schwerpunkt der geistlichen Thätigkeit in die Predigt zu legen sei, für seinen Orden auf und dieser bildete deshalb auch seine Kirchen in entsprechendem Sinne. Wenn er sich auch später dem Einfluß der mystischen Anschauungen nicht entziehen konnte, so zeigen sich doch anfangs in seinem Heimatlande, Südfrankreich, sehr beachtenswerte Erscheinungen: Die Kirche zu Cavaillon, östlich von Avignon, welche teilweise 1251 geweiht wurde, zeigt eine Erweiterung des älteren Grundrißsystems der schlichten Halle, etwa desjenigen von Le Thor und St. Quentin zu Vaison, nördlich von Avignon. Dieselbe Fortbildung findet sich im Dom von Orange und an St. Jacques zu Béziers. Es sind an diesen Bauwerken die Pfeiler der einschiffigen Saalbauten in das Innere der Kirche hineingezogen, so daß sich zwischen diesen rechtwinklige Kapellen bieten. Der ältere, unter dem Führer der Albigenser, Raimond VI., Grafen von Toulouse (1195—1222), erbaute Dom zu Toulouse verkündet in seiner einfachen Saalanlage schlichten Ernst und evangelische Größe der Gesinnung. Als dagegen die katholische Kirche siegreich in den Dom eingezogen war, setzte sie im stärksten Gegensatz an diesen rechtwinkligen Bau 1272 einen Chor, in welchem das System der Nebenkapellen vollkommen ausgebildet ist, so daß zwar die große, einheitliche Mittelhalle auch dort erhalten bleibt, aber in den schmalen Seitenschiffen und den sich anlehnenden Polygonalkapellen sich jene Grundformen des kämpfenden Katholicismus offenbaren, die wir auch anderweit als ein Merkmal der ecclesia militans erkennen können. Diese verließ hierbei nicht ganz den Boden der von den Gegnern ausgebildeten Predigt- oder Gemeindekirche, den Saalbau, bequemte ihn aber dem Heiligen- und Altardienste an, indem sie Standorte für Altäre an den Saal anfügte. Die Fortbildung

des Grundrisses von Béziers, in welchem zuerst die Seitenkapellen durch Thüren unter sich verbunden sind, und von St. Trinité zu Angers, in dem die Kapellen halbkreisförmig ausgebaut wurden, ergeben in auffälliger Uebereinstimmung das System der Langhäuser des Gesù zu Rom und der St. Michaeliskirche in München wieder, der beiden Hauptkirchen des Jesuitenordens, jener Nachfolger der Dominikaner aus der Zeit des 16. Jahrhunderts. Und dabei ist zu bedenken, daß gerade die Langhäuser der Jesuitenkirchen es waren, welche bald für tausende von Bauten das Vorbild gaben, nämlich der einschiffige Saal mit Kapellen an den Langseiten. Diese Bauten entstanden unter dem Einflusse des Kampfes der katholischen Kirche mit der Häresie, oft gewissermaßen als Missionsbauten in zu eroberndem Lande. Die großartigste Entfaltung dieser Kunstrichtung stellt der Dom in Albi[32]) dar, also in jener Stadt, welche der Mittelpunkt der ketzerischen Bewegung gewesen ist. Er wurde 1282 vom Bischof Bernard de Castanet gegründet, jenem Manne, der am eifrigsten Ludwigs IX. Heiligsprechung betrieb, ist also ein Siegesdenkmal über die Ketzerei, wie ja auch Ludwig seinen Heiligenschein im Kampfe gegen diese sich erworben hatte. Der Dom besteht aus einem mächtigen Schiff, welches gegen Osten mit fünf Seiten des Achtecks schließt. Die Pfeiler sind ins Innere gezogen, so daß sich an den Chor 5 sechsseitige, an das Langhaus je 12 rechtwinklige Kapellen, zusammen also an die Halle 29 Kapellen anlegen. Ueber diesen zieht sich eine Empore hin. Es vereinigen sich also hier die Merkmale der katholischen Heiligen- und Meßkirche mit dem Predigtsaal in einer Weise, welche Bewunderung für die Fähigkeit Roms einzuflößen vermag, selbst Feindseliges in sich aufzunehmen und sich zu Nutzen umzubilden.

Das System der einschiffigen Kirchen ist nicht ein zufälliges, sondern bereitete sich langsam vor und blieb noch geraume Zeit in der Languedoc wirksam, ja ging bald nach Spanien über, wo ähnliche Verhältnisse herrschten wie in den Albigenserlanden. Standen doch beide gleich mächtig unter dem Einfluß der übermächtigen, noch lange nach der Eroberung Cataloniens nachwirkenden arabischen Kultur und Wissenschaft, der durch diese bedingten freieren, zur Sektenbildung anregenden Weltanschauung. Sie kam zum Durchbruch an dem Langhause des Domes zu Gerona nahe der

französischen Grenze, wo an die alte, dreischiffige Choranlage ein südfranzösischer Architekt ein einschiffiges Chor anschloß, abgesehen von den Emporen, ganz dem Beispiele von Albi folgend. Auch hier finden sich die Seitenkapellen, die also aus der Mitte des saalartig gestalteten Baues an die Seiten gerückten Nebenaltäre, die Eröffnung des Einblickes in den Chor, d. h. die Heranziehung der Gemeinde zur öffentlichen Opferhandlung. Erst die Spätgothik hat in den Dom jene Chorschranke eingeführt, welche den Klerus von den Laien sondert.

Die deutschen Predigerorden liebten es gleichfalls weitgesprengte Hallen zu bauen, welche große Volksmengen faßten, vermieden den Prunk und blendenden Reichtum, ließen die überflüssige Symbolik bei Seite, verschmähten die reiche Choranlage, den Kapellenkranz und die Querschiffe. Durch die erweiterte Pfeilerstellung gewannen sie Raum und ersparten Material. Ihre Kirchen, im 13. Jahrhundert die größten in Deutschland, machen durch die schlanken übersichtlichen Verhältnisse, durch die lichte freie Wirkung der Durchblicke meist einen günstigen Eindruck.[33])

Die nächste Uebertragung der einschiffigen Grundrißform auf größere Bauten — an kleinen Werken kommt er ja selbstverständlich leichter vor — d. h. also die Betonung des Raumes als einheitliche Halle für eine Volksmenge, eine Gemeinde, treffen wir in England in der auf Wiclif folgenden Zeit, der bekanntlich 1384 starb. Freilich konnten weder dieser Reformator noch die Lollharden Kirchen bauen, angesichts ihres Kampfes gegen den Reichtum des Klerus und der dauernden Verfolgung, welche auf ihnen lastete. Aber der Kampf gegen die Häresie steigerte auch dort die Teilnahme an den Dogmenfragen, welche sich wieder in der saalartigen Ausgestaltung der Kirchen und in der Ueberfülle, jedoch auch im Beiseiteschieben der Kapellen offenbarte. Ein schönes Beispiel der dortigen Bauweise ist Kings Collegs Chapel in Cambridge[34]), deren Grundstein 1446 gelegt wurde, ein mächtiger rechtwinkliger Saal mit zwischen die außen angelehnten Streben eingefügten Nebenkapellen. Es ist dieser Bau der vollkommene Gegensatz zu den englischen Kathedralen mit ihrer mehrfachen Gliederung durch Querschiffe und ihrer vorzugsweise für einen großen Klerus angelegten Planbildung,

mit ihren schmalen Schiffen und gesteigertem Höhenverhältnis, diesem Merkmal nordischer Vertiefung der katholischen Glaubensandacht. Und zwar unterscheiden sich diese Bauten in demselben Maße von einander, wie Wiclifs Ansichten über den Wert der Predigt und der Sakramente von dem der katholischen Kirche. Denn er hielt die Verkündigung des Gotteswortes für das erste und vorzüglichste Werk des Priesters und nannte sie köstlicher als die Sakramente. „Selig sind die, die das Wort Gottes hören und es bewahren!" (Lucas 11, 28).[35]) Es fehlt uns aber leider noch an Vorarbeiten, um den Gang der Kirchbauentwicklung in England völlig klar übersehen zu können.

In Italien[36]) spielten andere Dinge bei der Entwicklung des Kirchengrundrisses in den Zeiten reformatorischen Dranges mit. Während die Kapellenreihen längs der Seitenschiffe dort früh sich geltend machen, verbleiben die Kirchen der Gothik fast ausnahmslos bei der Längenentwicklung, bei der alten Basilikal-Anlage mit Querschiff und gesondertem Chor. Die hier beliebten Centralbauten aber entstanden weit mehr unter dem Einfluß humanistischer als reformatorischer Gedankenverbindungen. Der Uebergang von der Prozessionskirche zum Centralbau vollzog sich an St. Peter unter jenem Papst Julius II., unter dem die italienische Kunst in Rom ihren Gipfelpunkt erreichte und durch einen Meister, Bramante, bei welchem das formale Schönheitsgefühl alle anderen Bedenken niederhielt. Die katholische Kirche, so wie sie ist, vermag im Grunde genommen mit Centralanlagen nicht viel anzufangen. Ihr Gottesdienst führt unmittelbar auf die Basilika. Es ist kein Zufall, daß in der Zeit der katholischen Reform St. Peter zu einem dreischiffigen Langbau umgeschaffen und dem ausgebildeten Heiligenkultus angemessen ausgestaltet wurde. Der Gesù siegte über das Pantheon, der Papst über den Pontifex Maximus!

Die Wiederkehr derselben Baugedanken in verschiedenen Ländern sei hier nur angedeutet. Sie war die Folge religiöser Erwägungen im Volksleben. Das germanisch beeinflußte Mittelalter sah in seiner Blütezeit sein Ideal in schmalschiffigen, hochentwickelten Bauten von thunlichst reicher Grundrißentwicklung. Dadurch ergaben sich reiche Durchblicke, kühnes Anstreben, mystische Beziehungen zu religiösen Dingen, zur Kreuzesform, zu der Anschauung, Gott

wohne räumlich über uns. Diese Kirchen haben alle die scharfe Trennung zwischen Versammlungshaus der Laien und Gotteshaus für den amtshandelnden Klerus. Türme deuten gen Himmel, der formale Reichtum ist groß, entspricht der Opferfreudigkeit einer nach Bethätigung ringenden Frömmigkeit, einer unbefangenen Unterwerfung unter die Sätze der kirchlichen Lehre. Der Kampf um das Dogma aber, die kritische Behandlung der Glaubensfragen, kurz die Geistesfreiheit oder doch Geistesregsamkeit schufen stets weite Hallen, möglichst einfache in sich abgeschlossene Raumgestaltungen.

So war die Anlage jener Kapellenreihen, welche nicht nur in Sachsen, aber dort im hohen Grade, ihre Ausbildung fand, ein Ergebnis der Wandlung im Katholicismus, der übermäßig sich ausbildenden Verehrung der Heiligen. Diese wieder entsprang aus der Glaubensunsicherheit des Volkes, aus dem Bestreben der Gutgesinnten, angesichts des sittlichen Verfalles überhaupt irgend etwas zu thun. Denn die Zweifel, welche hier und da auftauchten, hatten noch nicht die Kraft, das System der herrschenden Kirche zu durchbrechen.

Dem allgemeinen Zuge der nach Erkenntnis ringenden Zeit folgend, hatten sich die Kirchen zu weiten Hallen umgebildet. Diese Umgestaltung war der regen Teilnahme des Volkes am Gottesdienst zu danken, welchem viele jetzt nicht ausschließlich mit hingebender Gläubigkeit, sondern mit jenem prüfenden Anteile folgten, welchen das Streben nach Erkenntnis der Wahrheit einflößt. Die Hallenkirchen der Gothik fanden in dem Augenblick ihre stärkste Ausbildung, in welchem in Deutschland die Volksmengen durch den Buchdruck aufs neue zu religiösen Schwankungen geführt wurden.

Zwei Arten von Druckwerken lagen den Gebildeten im deutschen Volke am meisten am Herzen. Jene Klassiker der alten Welt, welche man früher nur hier und da in Klosterbibliotheken und auf Hochschulen zu lesen bekommen hatte und die nun in billigen Ausgaben, ja in Uebersetzungen erschienen und mit einer der mystisch durchtränkten Welt doppelt erstaunlichen Klarheit die Kunde brachten von dem Bestehen eines Rechtes, einer Sittlichkeit vor dem Christentum, der Möglichkeit einer von der Kirche unabhängigen Weltordnung, eines in strengere, kältere Formen gebrachten, aber einheitlich wirksamen Staatswesens. — Und

dann die Bibel. Bis zum Jahre 1500 wurde die Vulgata beinahe hundert mal aufgelegt, vor der Lutherischen erschienen vierzehn vollständige Bibelübersetzungen in hochdeutscher und fünf in niederdeutscher Sprache. Tausende von Abzügen müssen ins deutsche Volk gedrungen sein. Das Lesen aber brachte mit sich das Prüfen. Es ist ein anderes, das Gotteswort in der Kirche zu vernehmen oder es daheim auf sich wirken zu lassen. Die Harmlosigkeit gegen die verkündeten Wahrheiten schwand erst bei den Gelehrten, dann in immer weiteren Volkskreisen. Die heilige Schrift, sagt zwar der Herausgeber der Kölner Bibel „ist mit Innigkeit und Ehrfurcht von jedem Christenmenschen zu lesen, aber er soll es unterthänig thun und was er nicht versteht, ungeurteilt lassen." Wer jedoch vermag durch wohlmeinenden Rat dem emsig forschenden Geiste Fesseln anzulegen? Junge Wahrheiten wollen ausgähren. Die Bibel und die Klassiker wurden in den Händen der nach Wahrheit Suchenden zu durchaus revolutionären Büchern! „Wir haben jetzt die heilige Schrift selbst in Händen und können selber wissen und auslegen, was zur Seligkeit not und bedürfen nicht dazu Kirche und Papst!" So sprachen schon zu Zeiten Geilers von Kaisersberg die unruhigen Köpfe. Junges Wissen will sich bethätigen: „Es hebt den niedrig Geborenen zu den Höchsten empor", sagte selbst Papst Pius II. in der Stiftungsbulle der Basler Universität. Die Buchdruckerkunst gab den Humanisten in den Klassikern der Alten die Waffen gegen die Kirche in die Hand, sie gab ihnen die Sprache für den Schwertton der Wissenschaftlichkeit, mit der sie gegen die Keulen der Dunkelmänner fochten, sie stärkte das scharfe, verstandesklare Denken, mit dem man nun an die Bibel selbst herantrat.

Die Predigt[37]) gewann gewiß an vielen Orten einen anderen Inhalt. Sie war nicht mehr ausschließlich eine Mitteilung des Wortes an solche, die es zu erfahren strebten, sondern sie wurde zu einer Erklärung desselben für solche, denen Zweifel an seiner Bedeutung auftauchten. Der Geistliche belehrte nicht mehr blos Unwissende, sondern er suchte auch Wissende zu überzeugen; seine Hörer begannen bereits sich ihr eigenes Urteil zu bilden. Er sprach als Verteidiger der Heilswahrheiten und mußte nach neuen Gründen suchen, um die überall emporschießenden Deutungen zu

widerlegen. Es wurde die Kanzel, obgleich nur einer sprach, doch ein Ort des Meinungsaustausches, denn schon unterschieden viele in der Predigt zwischen dem Wort Gottes und dem des Redners. „Kein Wort, sagt Johann Ulrich Surgant 1506, geht über Gottes Wort, und Gottes höchster Segen ergießt sich über den, der predigt, und über alle, die demütig zuhören und ohne Arglist!“ Es war wohl noch meist unbefangene Frömmigkeit, welche die Deutschen und zwar auch jene an den Grenzen Böhmens zu den Predigten lockte, aber es gab doch „Arglist“. Es war wohl gläubiger Opfersinn, der sie veranlaßte, große Stiftungen für eigene Predigtämter zur Belehrung der Menge zu machen, aber es gab doch in derselben Leute, die immer aufs neue der Belehrung im Sinne der Kirche bedurften. Man erhob in vielen Städten zum Gesetze, jeder Bürger solle zweimal an Sonntagen die Kirche besuchen und die Predigt bis zum Ende hören, bei Strafe des Bannes. Aber es war der Kirchenbesuch auch deshalb gewachsen, weil in der Predigt jene Fragen des sittlichen und religiösen Lebens erörtert wurden, welche die Geister lebhaft beschäftigten, weil die Art der Erklärung, die Persönlichkeit des Geistlichen, das Parteileben der Nation in der Kirche zum Ausdruck kam.

Wie sich durch die Vermehrung der Predigten die Art der Benutzung der Kirchen änderte, wandelte sich auch die Grundrißform. Um der Predigt zu genügen, bedurfte man weiter, möglichst wenig unterbrochener Räume. Es entsprach vollkommen dem Bestreben der derzeitigen Steinmetzen, welche in technischer Meisterschaft die Höhe ihrer Kunst sahen, diesen Erfordernissen zu dienen. Die Hallen der Kirchen dehnten sich, die Pfeiler rückten weiter auseinander und wurden thunlichst schwach gebildet. Man gelangte zu weiten Raumbildungen, zu einer Empfindung dafür, daß die drei Dimensionen des künstlerisch gestalteten Raumes sich gegenseitig bedingen. Man gewann somit nicht nur die wenigen Quadratzoll Grundfläche, um welche die stärkeren und dichter stehenden alten Pfeiler ausgedehnter waren als die neuen, sondern die größere Uebersichtlichkeit in der ganzen, minder streng in Schiffe geteilten Kirche. Das Gewölbe wurde mit einem dichten Rippennetz bedeckt, welches alle Schiffe gleichmäßig umspann und der Kirche die entschiedene Längsteilung, den processionsartigen Zug gegen

den Hauptaltar nahm, soweit dies ohne Aufgabe des ganzen gothischen Bausystems möglich war. Es beginnt die Zeit, in der man der Ausschmückung der Kanzeln ganz besondere Aufmerksamkeit zuwendete. Erst das 15. Jahrhundert schuf in Deutschland die meisten der reichen Kanzelanlagen. Jene berühmten Werke in den Domen von Straßburg und Wien gehören erst seiner zweiten Hälfte an. Es ist ein fast ganz neues Kunstgebiet, auf das sich die Steinmetzen mit Eifer warfen, jene Stätte glänzend zu schmücken, von der das Wort ausgeht, jenen Aufbau, durch den der Volksredner über die Menge erhoben wird.

10. Die Kapellenreihen und Emporen.

Besonders wichtig aber war für den Grundriß, daß man nun an den Außenwänden der Kirche nach Plätzen für die Nebenaltäre suchte. An den großen nordfranzösischen Domen des 13. Jahrhunderts hatte man zunächst nur den Chor mit solchen Altären umgeben. Nur Notre Dame zu Paris hat zwischen den Strebepfeilern der Schiffe ebensolche niedere Kapellen, wie sie in der Languedoc üblich geworden waren. Aber diese entstammen nicht dem ursprünglichen Plane, sondern erst der Spätgothik. Der Gedanke kam, wie mir scheint, aus dem Süden. In Spanien fand er besonders reiche Ausbildung, aus der Gegend von Avignon wurde er unmittelbar durch den von Kaiser Karl IV. dort angestellten Meister Matthias von Arras nach Prag übertragen und kam, wie an anderer Stelle bewiesen werden soll, auf diesem Umwege nach Deutschland.

Im Erzgebirge begnügte man sich künstlerisch damit, daß man die Mauer zwischen den Streben von deren innerem zu deren äußerem Ende hinausrückte. Damit war aber dem Bedürfnis nicht genug geschehen. Die Kapellen, etwa der Kathedrale zu Orange wie die zu Paris und Cambridge, ja selbst die höher entwickelten spanischen und italienischen Kapellen, etwa von Gerona oder St. Petronio in Bologna, erreichen doch nie die Höhe des Hauptgewölbes, sind niedere Anbauten an das hoch aufragende Schiff und haben ihre eigenen Dächer. Eine seit dem Dome zu Albi zum zweiten Male gemachte Erfindung des Erzgebirges ist es, die

Außenmauern der Kapellen hoch über deren Gewölbe hinaus zu führen, so daß die Fenster nicht mehr zwischen dem inneren Endpunkte der Streben, sondern zwischen deren äußeren Linien eingestellt wurden. Dadurch rückte der ganze Pfeiler in das Innere der Kirche, und erscheinen die Kapellen nicht mehr als Ausbauten, sondern als Einbauten. Ihr Dach lag nicht mehr außerhalb der Kirche, man konnte vielmehr an Stelle eines solchen innerhalb dieser eine wagrechte Fläche schaffen und diese als Emporen benutzen.

Meines Wissens erscheinen solche Emporen in ausgebildeter Gestalt zuerst um 1480 im Erzgebirge. Emporen an und für sich sind ja nichts neues. Fast alle Frauenklosterkirchen haben solche, meist an der Westseite, dem Altar gegenüber. Das Triforium, der kleine, schmale Gang über den Seitenschiffen gothischer Kirchen, eine anscheinend französische Erfindung, ist eine unentwickelte Emporenanlage. Aber diese Bauteile haben rein dekorative Zwecke. Ja selbst am Chor der Lorenzenkirche zu Nürnberg, der schon 1477 beendet war, ist noch kaum an eine Benutzung durch größere Volksmassen zu denken. Der Dom zu Freiberg (Abbild. 6) zeigt nach seinem Umbau von 1480 aber bereits ganz andere Gestaltung. Dort wird der Chor, wie am Dom zu Meißen, durch einen hohen Lettner abgeschlossen. Dieser letztere hatte wohl nur den Zweck, die Geistlichkeit von der Laienschaft zu trennen, diente also vollkommen den klerikalen Anschauungen vom Gottesdienst, dem Sondergeist des Domstiftes. Die Erweiterung des Meißner Lettners im 14. Jahrhundert zu einer breiten Empore ist eine Eigentümlichkeit des Baues, die wohl mehr mit der Verstärkung des Kirchensängerchores als mit der Fürsorge für die Laienschaft zu thun zumal die Empore sich hinter dem Altar befindet.

Der Freiberger Dom dagegen wird durch den Lettner zu einem rechtwinklichen Saal, in dessen Mitte ungefähr die Kanzel steht, ein glänzend geschmücktes, gleichzeitig mit dem Domumbau errichtetes Bauwerk. Die Pfeiler sind möglichst schlank gebildet. Dadurch stören sie weniger den Hinblick zur Kanzel. Bei etwa 95 m Brüstungslänge der Emporen giebt es nur 16—18 m, von denen aus der Prediger nicht zu sehen ist. Es sind um jeden Pfeiler herum balkonartige Verbindungen jener Räume über den

Kapellen geschaffen, es sind Wendeltreppen angelegt, welche die hier zunächst nur das Schiff umziehenden Umgänge dem Zutritte eröffnen. Es ist somit der Kirche eine größere Aufnahmefähigkeit für die Volksmengen verliehen. Noch sind diese Emporen nicht sehr ausgedehnt, aber die Art ihrer Anlage spricht schon für einen Wandel in der Benutzung des Gotteshauses. Es hat dasselbe an



Abbildung 6. **Dom zu Freiberg**, Kanzel und Emporen.

processionsgemäßem Wesen verloren, denn auf den Emporen kann man nicht wandeln. Aus drei Schiffen versuchte man einen Saal zu gestalten. In diesem sitzt oder steht man, um einen Redner anzuhören. Zugleich liegt in der praktischen Ausnutzung der Kapellen als Träger eines für die Menge bestimmten Kirchenteiles eine wohl unbewußte aber thatsächliche Mißachtung der Nebenaltäre, welche

die Jesuiten veranlaßte, die Emporen, welche auch sie im Gesù brauchten, künstlerisch wenigstens möglichst nebensächlich zu behandeln, während in den spätgothischen Kirchen des Erzgebirges die Kapellen möglichst bescheiden, die Emporen aber der wirkungsvollere Teil sind.

11. Neue Auffassung des Kirchenbaues.

Der Emporenbau wurde später das Merkmal des Protestantismus, dem es darauf ankommen mußte, eine große Menschenmenge der Kanzel und dem von dort verkündeten Gottesworte möglichst nahe zu führen. Er wäre zwar ein grober Fehler, wollte man an den erzgebirgischen Kirchen eine bewußte Wirkung reformatorischer Gedanken vor Luthers Auftreten erkennen. Aber wie Luther nicht zufällig kam, sondern das Ergebnis der Zeitumstände ist, wie er den Protestantismus nicht als ein Fertiges gebar, sondern aus der alten Kirche Schritt für Schritt heraus entwickelte, so regten sich neben und vor ihm Kräfte, welche, ihres Endzieles noch unsicher, doch schon das allgemeine Empfinden und Denken beeinflußten. Nicht Klarheit ist das Merkmal der Zeiten, in welchen sich große, geistige Wandlungen vollziehen, sondern die Zwiespältigkeit zwischen den verschieden sich äußernden Bestrebungen, von welchen keine, selbst die das Alte verteidigende, vom Zeitgeist unberührt bleibt.

Luthern selbst und der ganzen Folgezeit lag es fern, für ihre religiösen Anschauungen ästhetische Ausdrucksformen zu suchen. Innere Triebkraft zu glänzenden Bauten lag überhaupt der reformatorischen Bewegung fern. War sie doch in hohem Grade eine Gegenströmung wider die Prachtentfaltung, gegen den übermäßigen Pomp und die übermäßige Zahl der Kirchen. Jene Hussiten, welche ein gerechtes Gericht zu vollziehen glaubten, indem sie Klöster und Stifte niederbrannten, konnten unmöglich im Bauen eine Lebensaufgabe sehen, konnten das Bedürfnis nicht fühlen, die Uebermenge der Kirchen durch neue zu vermehren. Die reiche Ausbildung der Teynkirche in Prag erfolgte wohl nur im Wetteifer mit dem Veitsdom, nicht aus innerem Antrieb. Der utraquistischen Zeit Prags gehört der Bau reich verzierter Festungstürme an,

nicht jener von Kirchen. Hatten die Taboriten doch gelehrt: „Das genehmste und größte Gestift und Gotteshaus, darin Gott soll angebetet werden und die Toten begraben, ist die Welt. Die aber Kirchen bauen und Klöster und Kapellen wollen die göttliche Majestät in einen Winkel zwingen, als ob sie nicht an allen Stätten gleich möge gnädig sein.“[38]) Sie hatten der katholischen Kirche gegenüber nicht so ganz Unrecht. Denn dort geschieht die Darbietung Christi an die Gemeinde durch die Messe. In dieser macht aber der Priester Christus auch leiblich in der Kirche gegenwärtig, ebenso wie die Juden Gott im Allerheiligsten über der Bundeslade, gegenwärtig dachten. Der Priester opfert den Sohn auf dem Altare dem Vater. Es wird also ein Opferdienst, wie in vorchristlicher Zeit, in veränderter Form dargebracht. Der Chor ist der Tempel, das Wohnhaus Gottes, welches an die für die Laien bestimmte Kirche angefügt ist. Nach hussitischer Uebertreibung des Gedankens ist er der Winkel, in den die göttliche Majestät gezwungen werden soll.

Aehnlich hatten schon die Waldenser über den Wert des Kirchenbauens gedacht.[39]) Schon im 13. Jahrhundert hatten jene Brüder der geheimen Gesellschaft, welche ihre Lehre über Süddeutschland und Oesterreich verbreiteten, sich entschieden gegen die Prachtbauten der Kirche ausgesprochen. Besser wäre es, Arme zu unterstützen, als Gotteshäuser prächtig auszustatten. Gott wohne nicht in einem Steinhause, das Gebet sei dort nicht erhörlicher; Lichter, Weihrauch, Weihwasser und Reliquien, Procession und Wallfahrt seien wertlos und geradezu verwerflich. Die heiligen Gewänder stammen nicht von Christus ab, das Linnen, in welchem die Hostie verwahrt werde, sei nicht mehr wert als ein Hosentuch, der Altar ein Steinhaufen. Es sei schade, daß die Decken darüber faulen. Und die Hussiten lehrten: „Zierliche Wat, Meßgewand, Altartücher, Kappen, Teppich, Corporale, Kelch, Patenen, Rauchfaß sei unnütz und verlorene Kosten.“[40]) Das Wort Christi (Matth. 6, 6): „Du aber, wenn du betest, so gehe in deine Kammer und schließe die Thüre und bete zu deinem Vater im Verborgenen“, ging nicht unbemerkt an ihren Ohren hin. „Gott, der die Welt gemacht hat und alles, was darinnen ist, sintemal er ein Herr ist Himmels und der Erde, wohnt nicht in Tempeln von Händen gemacht“ (Apostelgesch. 17, 24).

Darum wollten sie kein „Steinhaus", mißachteten die aufgemauerten Kirchen. Der beghardische Gründer des „Gotteshauses" zu Straßburg, Rulman Merswin, schreibt 1377, als die Johanniter eine Kirche errichten wollten, der Bau sei ohne Rat des heil. Geistes unternommen, das Werk verbotener Eitelkeit. „Ich habe große Münster gesehen mit dicken Mauern und kostbaren Gewölben, die durch ein Erdbeben umgestürzt wurden; einfache, von Holz gebaute Kirchen sind dagegen stehen geblieben, darum rate ich euch aus göttlicher Liebe, bauet auch nur ein hölzernes Gebäude!" Im Gegensatz zu diesen Aussprüchen[41]) steht freilich die lebhafte Teilnahme, welche Rulman und der ihm geistesverwandte „Gottesfreund aus dem Oberlande" gerade für den Steinbau äußerte; diese zeigt sich so lebhaft, daß man geradezu beide für Werkleute erklärt hat. Sollten sie aber gebaut und zugleich das Bauen für wertlos gehalten haben?

Enea Silvio beschreibt die Kirche zu Tabor[42]), jener Stadt, in welcher sich der letzte Rest des wildesten Zweiges der Hussiten noch in einer Zeit in bäurischem Stolz und kriegerischem Unabhängigkeitssinn erhielt, in welcher sonst überall die utraquistische Lehre zum Siege gekommen war. Er nennt sie einem Stalle ähnlicher als einer Kirche.

Bis auf Luther findet man diese, dem prunkhaften Kirchenbau abgeneigten Anschauungen der Waldenser fortwirken. Luther giebt eine Erklärung des Wortes Matth. 21, 13. „Mein Haus soll ein Bethaus heißen, ihr aber habt eine Mördergrube daraus gemacht."[43]) Dort sagt er, Gott habe den Juden die große Gnade verkündet, daß er sich im Tempel, also an einem bestimmten Ort wolle finden lassen. Christus aber habe Gott eine Kirche gebaut, die so weit sei, als die Welt reiche, sein Wort und die Sakramente seien der Tempel, darinnen Gott unser Gebet erhöre. Der Papst habe jedoch aus Christus dem Erlöser einen zornigen Richter gemacht, den wir durch Mittler, Heilige, Mönche, Ablaß oder Wallfahrt und sonstiges Gaukelwerk versöhnen müssen „ums Geld". „Ich, als ein Narr, fährt Luther fort, trug auch Zwiebeln gen Rom und brachte Knoblauch wieder!" Aber die rechte Kirche sei zum Gebet gestiftet und nach Matth. 18, 20 überall zu finden, denn: „Wo zween oder drei versammelt sind in meinem

Namen, da bin ich mitten unter ihnen". Also habe Christus jetzt keinen gewissen Ort und Stätte, er sei überall gegenwärtig im Schiff auf dem Meer oder im Hause auf dem Lande. Luther zeigt sich auch hier als der Nachfolger der hussitischen Lehre. „Denn, sagt er ein anderes mal, wo Gott wohnet, da schweiget er nicht still, und wo er redet, da wohnet er auch!" „Was gehört aber dazu, daß Gott dort wohne? Nichts mehr, denn daß Gott da sei mit seinem Wort. Wo das gehet, da wohnet er gewißlich, und wiederum, wo das nicht ist, da wohnet er nicht, man baue ihm ein Haus so groß man wolle.

Und ein anderes mal, am Tage St. Stephani 1524, predigte er über Ev. Matth. 23, 34—39. Man diene Gott nicht mit Kirchenbauen. Denn der Herr habe Jesaias 66, 1. 2 gesagt: „Der Himmel ist mein Stuhl und die Erde meine Fußbank, was ist es denn für ein Haus, das ihr mir bauen wollt?" „Meinest du, fährt Luther fort, daß Gott auf Erden wohne? Siehe der Himmel und aller Himmel Himmel mögen dich nicht versorgen, wie wollt es denn dies Haus thun, das ich erbaut habe?" Es sei verlorene Mühe, wenn man Gott damit gefallen wolle. Gott habe den Tempel der Juden verworfen, in dem er sich einst finden lassen wollte. „Siehe, euer Haus soll Euch wüste gelassen werden", weil auch die Juden ein gutes Werk damit zu thun geglaubt hätten, daß sie den Tempel bauten. Und ergänzend sagt er in der Epistel am St. Stephanstage von jener Stelle aus Jesaias, sie sei so klar und gewaltig, daß ihr niemand mag widerstehen, und schließt, daß Gott nicht wohnen möge in gemachten Häusern. Auch die Patriarchen hatten keine Kirchen gehabt, Christus mehr im Freien als in der Synagoge gepredigt. Darum habe Gott kein Gefallen an Kirchenbauen und Stiften. „Nicht daß es böse sei, fährt Luther fort, Kirchen zu bauen und stiften, sondern böse ists, daß man darauf fället und vergisset des Glaubens und der Liebe darüber, und thuts der Meinung, als sei es ein gut Werk, damit man für Gott verdienen wolle." Der einzige Zweck der Kirche sei, daß die Christen zusammen kommen, beten, Predigt hören, Sakramente empfangen. „Wo diese Ursache aufhört, sind die Kirchen unnütz und soll man sie abbrechen, wie man andern Häusern thut, die unnütz sind." Besser man wurzele alle Kirchen aus, als daß eine

Seele verloren gehe. Denn „Wisset Ihr nicht, daß Ihr Gottes Tempel seid und der Geist Gottes in Euch wohnet; so jemand den Tempel Gottes verderbet, den wird Gott verderben, denn der Tempel Gottes ist heilig, der seid Ihr!" (1. Corinth. 3, 16—17).

Noch viel schärfer als Luther spricht Johann Eberlin von Günzburg[44]), einer der eifrigsten Kämpfer für die Reformation, den Gedanken aus, daß die Kirche nicht ein Gotteshaus sondern ein Gebethaus sei. Er wendet sich 1525 in seinem Traktat „Wider die Schänder der Kreaturen Gottes durch Weihen und Segnen" gegen einen Annaberger Franziskaner, Johann Fritzhans, mit welchem schon 1521 Karlstadt im Hader lag, indem er die Meinung bekämpft, als gewännen durch Weihung Menschen und Dinge Heiligkeit. Auch er berief sich auf die Predigt Stephani in der Apostelgeschichte 7, ferner auf Jes. 66, das Ev. Johannes 4, 21—24, welches besagt, nicht der Ort der Anbetung, sondern die wahre Form im Geist und in der Wahrheit mache das Gebet zum rechten; endlich auf Ev. Matthäus 6, 6, wo das Gebet ins Kämmerlein verwiesen wird. Die Kirche, sagt Eberlein, ist ein nicht von Gott, sondern ein von der Gemeinde zu ihren christlichen Zusammenkünften bestimmtes Haus. Wenn einer Gemeinde das Haus nicht mehr gefällt, so mag man es zu anderen Zwecken benutzen, ohne Bedenken. Besser aber gebe man den Armen das Geld, als den Abgöttern. Zwar sei nicht unrecht, ein Haus zur Erbauung zu haben, aber Gott habe hieran keine besondere Freude. Möge er Allen den Sinn geben, alle marmorsteinernen Kirchen abzubrechen und Spitäler und Häuser für arme Leute dafür zu bauen.

Und dann sagt Eberlein im Dialog: „Mich wundert, daß kein Geld im Land ist": es sei wohl begreiflich, daß man Gott und seinen Dienern das Beste auf Erden geben wolle, denn er sei der höchste Fürst und Herr. Daher habe man angefangen Gott in Städten und Dörfern Häuser zu bauen, dergleichen nicht viele am Ort sind. Derweil müßte aber manch arm Ehevolk mit seinen Kindern in einem zerbrochenen Häuslein Herberge halten. Die Pracht der Kirchen nennt er aber eine Menge Plunder. Nicht genug, daß man an einer Kirche solch unsägliche Kosten habe, „jedes kleine Dörflein muß deren zwei und drei haben,

und an allen Wegen müssen wir Kapellen haben. Die jungen Gesellen freilich haben das gern, denn da kommen Kunz und Grita zusammen!“ Besser aber als Hilfe zum Kirchenbau zu thun sei, man lege seine Steuer an arme Leute, die lebendigen Tempel Gottes.[45])

Diese Anschauungen, welche die Reformation zur lauten Aussprache brachte, im erzgebirgischen Kirchenbau wirksam zu sehen, soll den Schluß dieser Untersuchung bilden. Nur nach und nach kam es dazu, nicht die Reformation an sich, sondern die Zeit des Kampfes auch zu architektonischer Anschauung zu bringen, nachdem in Meister Arnold der formale Individualismus kräftig sich geltend gemacht hatte. Die folgenden, minder begabten Meister kamen zwar in der Ausbildung der Formen nicht weiter, aber sie ließen sich von den durch die religiöse Bewegung gestellten Forderungen im Kirchenbau leiten und führten somit die Baukunst um einen Schritt vorwärts, nach jenem noch heute unbekannten Ziele der dem Protestantismus völlig eigenartigen Form, dessen Erreichung durch das Auftreten der Renaissance nun seit vier Jahrhunderten verhindert worden ist.

12. Der Naturalismus und die Künstler.

In den nächsten Jahrzehnten bauten die erzgebirgischen Architekten in jenen Formen, welche überall in Deutschland die üblichen waren. Nur die Profilbildung Arnolds erhielt sich dauernd, ebenso wie seine Vorhangbogen für den Profanbau die Regel bleiben (Abbild. 7). Nur nach einer Richtung erfuhr die Formengebung einen völligen Wandel. Der Naturalismus begann siegreich vorzudringen. Er stützt sich vorzugsweise auf die Bildhauer, in welchen sich eine neue künstlerische Auffassung insofern geltend machte, als sie mit schärferem Blick der Natur und fremden Kunsterscheinungen gegenüber traten, als eine junge Lust, Neues zu sehen und zu schaffen, auch ihre Hand zu verändertem Thun anregte.

Es ist eine ganz neue Erscheinung, daß ein Bürgermeister von Görlitz, Georg Emmerich, 1465 auf die Wallfahrt nach Jerusalem einen Steinmetzen, wahrscheinlich den Blasius Börer,

mitnimmt [46]), mit der Absicht das heilige Grab aufzumessen und in der Heimat wieder aufzubauen und daß er dabei nicht eine idealisierte, d. h. im Stile deutscher Kunst gehaltene Wiedergabe

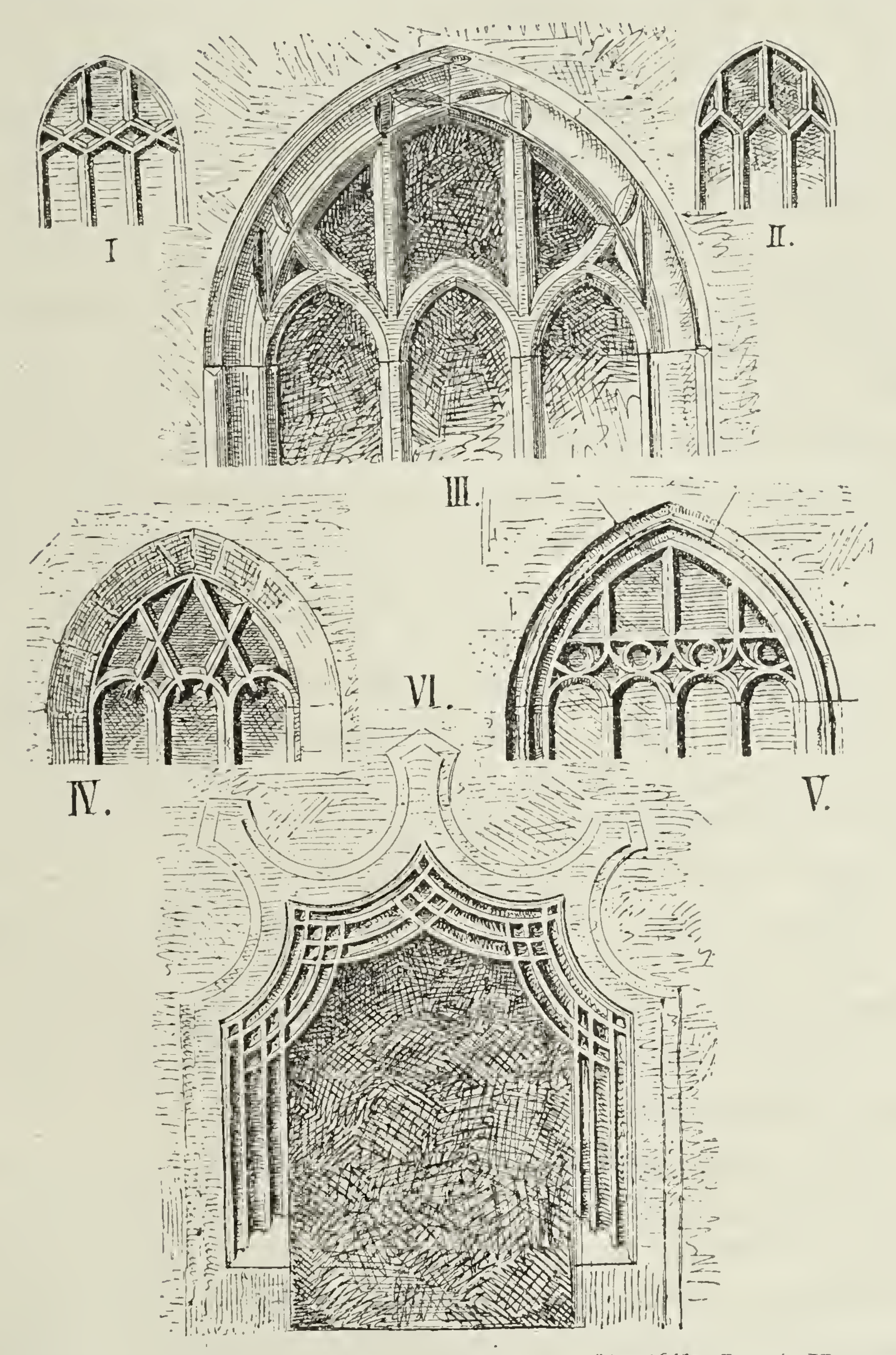


Abbildung 7. **Fensterformen der sächsischen Spätgothik.** I. und II. vom Paulinum zu Leipzig. III. von der St. Wolfgangskirche zu Meißen. IV. von der Stadtkirche zu Lommatsch. V. von der Stadtkirche zu Oederan. VI. vom Schloß zu Rochsburg.

erstrebt, sondern mit scharfem Auge die Eigentümlichkeit der orientalischen Bauweise nachahmt, bis auf die Einzelheiten jene Gruftkapelle nachbildet, die er in der Grabeskirche zu Jerusalem

gesehen hatte. Dieser archäologische Sinn ist das Merkwürdige: Nicht der ganze Grundgedanke des Nachahmens, sondern jene verschärfte Beobachtung, jene fast wissenschaftliche Erhebung über die eigenen künstlerischen Empfindungen. Er wäre nicht möglich gewesen in einer Zeit, welche zu sich selbst das Vertrauen trug, das Beste zu leisten; er ist der Beweis, daß das Stilgefühl ins Schwanken gekommen und des Neuen gewärtig worden war.

Derselbe Geist gab den Bildhauern auch den Zug zu erneuerter Naturbeobachtung. Ein Rundgang durch das von der Kunstwissenschaft viel zu wenig beachtete Altertumsmuseum zu Dresden[47]), durch seine zahlreichen Bildwerke lehrt dies zur Genüge. Die erste Hälfte des 15. Jahrhunderts hat nur eine glänzende Leistung aufzuweisen, das heilige Grab, in welchem der Christus seltene Größe der Empfindung und Formenrichtigkeit zeigt, die drei trauernden Frauen von hoher Vollendung sind. Das Ganze steht den besten Werken jener Zeit nicht nach, übertrifft die meisten sogar an realer Kraft und Feinheit der Darstellung. Was aber sonst an Altarwerken bis an die Grenze des 16. Jahrhunderts heran geschaffen wurde, ist im Gedanken wie in der Ausführung gleich mittelmäßig. Meist findet man in Reihen aufgestellte Heilige ohne Gruppierung, Figuren in kraus gefaltetem Gewand, untersetzten Gestalten mit großen, viereckigen Köpfen, himmelnden, etwas blöden Augen, bei denen nur die Lieblichkeit der Frauenköpfe, das sanfte Rund der Wangen, das zierliche einer kleinen Halbkugel gleichende Kinn, der süßlich gespitzte Mund das Streben nach Ausdruck verraten. Die Körper verflüchtigten sich meist unter den schwulstigen Kleiderfalten.

Einen gewaltigen Umschwung offenbaren aber die Werke des folgenden Zeitabschnitts und des Erzgebirges. Da finden sich zunächst zwei Reihen von Jungfrauen, die klugen und die thörichten der biblischen Erzählung, welche einer reichen Sammlung fast lebensgroßer Holzfiguren aus dem Besitze des Domes zu Freiberg angehören. Die verklärte Freude der Klugen ist noch befangen im Ausdruck, die Köpfe sind weich, aber geistlos. Um so entschiedener ist die Verzweiflung der Mädchen, welche kein Oel mehr in ihren Behältern sehen. Sie ist mit einer Kraft dargestellt, welche vor schmerzvollem Verzerren des Gesichts, vor völligem

Zusammenbrechen der Gestalt, vor ins Bläuliche hinüberspielenden Gesichtsfarben nicht zurückschreckt, der es nicht auf eine schönheitliche Form, sondern auf ein möglichst scharfes, individuelles Darstellen der Empfindung ankömmt. Einen Schritt weiter geht ein zweiter Meister, welcher den Heiland und die zwölf Apostel für die Annenkapelle zu Freiberg in überlebensgroßen Holzfiguren darstellte (Abbild. 8). Sein Name verdiente unter den besten seiner Zeit genannt zu werden. Zwar sind die Körper überall noch mager, die Glieder erscheinen oft wie zerbrochen. Aber das Gewand ist besser gebildet, wohl schon etwas stark geknittert, wenn auch in den Hauptlinien einfach und natürlich. Eine gewaltige Kraft aber liegt in den Köpfen der Apostel: Es sind durchgearbeitete Gesichter mit schweren, massigen Zügen, starken Nasen, breiten Backenknochen, weit abstehenden, oft lockenartig gekräuselten Bärten, Männer von tiefem Gedankeninhalt, aber schwerer Form, ein derb empfindendes, aber mächtig wollendes Geschlecht, ganz die Wiedergabe ihrer Zeit, Bildnisse der geschäftsgewandten und überzeugungstreuen Ratsherren, der tüchtigen Handwerker. An diesen Gestalten ist nichts idealisiert, nichts verkündet die Absicht, Schönes zu schaffen. Dagegen sieht man das junge Streben, die einzelne Erscheinung dem Leben abzulauschen, der Natur gerechtzuwerden, das Menschendasein nicht in seiner Allgemeinheit, sondern in seinen eigenartigen Teilen zu erfassen. Dort wo ein Ideal, die männliche Schönheit und reine Größe des segnenden Christus dargestellt werden soll, versagt die künstlerische Kraft, wird der Kopf typisch, wirken die Unbeholfenheiten in der Darstellung des Leibes störender. Anders aber ist's, wenn die Leiden des Erlösers vorgeführt werden. Da sehen wir eine Pietà von gewaltiger Kraft. Eine Madonna, deren schmerzdurchzucktes Gesicht gespenstisch unter dem Schatten des weit vorgezogenen Kopftuches hervorschaut. Die Augen sind thränenunterlaufen, die Farbe hilft mit, den Eindruck des Verweintseins mit rücksichtsloser Gewalt zur Darstellung zu bringen. Dem Heilande, welcher der Gottgebärerin auf den Knieen liegt, ist kein Merkmal des Todes geschenkt. Die Starrheit und Härte der Bewegungen in dem fleischlosen Körper, die Farbe, die tiefe Brustwunde sind erbarmungslos wahr nachgebildet. Das Haar ist ächt, lange schwarze Strähnen hängen über das furchtbar entstellte

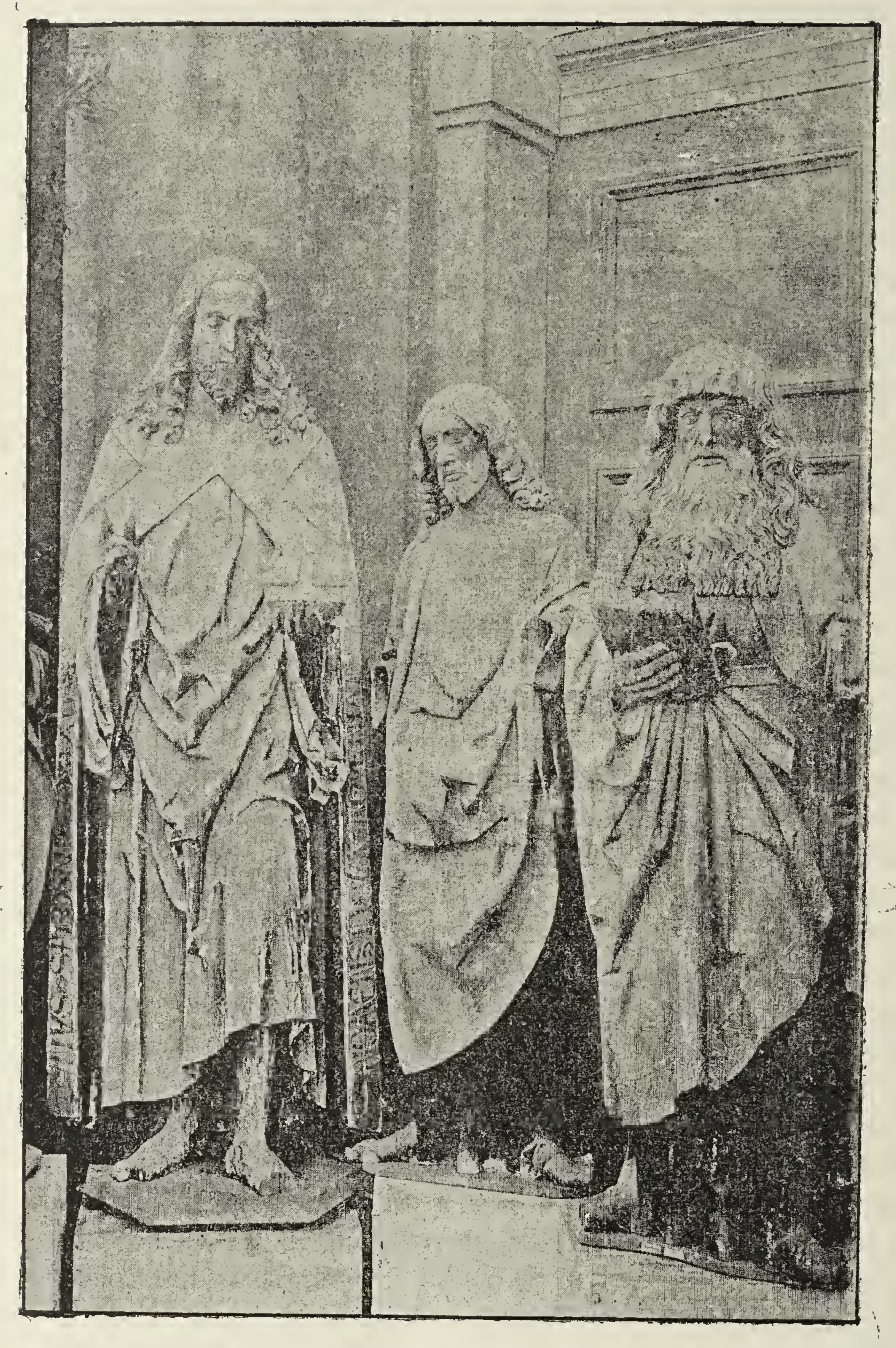


Abbildung 8. **Christus und zwei Apostel,** Holzschnitzwerke aus dem Besitze der Domkirche zu Freiberg.

Gesicht herab. Ein anderes Mal ist Christus am Kreuze dargestellt. Sein Leib ist voller, fleischiger, besser verstanden, als an allen übrigen Darstellungen. Schon klingt etwas von der aller Bußübung sich abwendenden Renaissance in den männlich sehnigen Gliedern wieder. Aber wie unerbittlich grauenhaft sind die Leiden Christi vergegenwärtigt! Der Leib übersät mit Geißelschrunden, die Brust weit aufklaffend und überwallt von Blutströmen. Das Auge gebrochen, der Mund verzerrt. Und wieder hängt unter der Dornenkrone, über die blutende Stirne hinweg, in langen Strähnen natürliches schwarzes Haar.

Das ist eine Absichtlichkeit des Grauens, wie sie in der Kunst nicht oft aufgetaucht ist. Die Bildwerke sollen erschrecken, sollen erbeben machen. Das ist die Kunst jener, die Gott zu einem zornigen Richter machen wollten, welche mit den Schrecken der Strafe nach dem Tode die Welt zur Bußfertigkeit zwingen wollten. Man hat heute die Werke dieser grausamen, erschrecklichen Kunst selbst im Museum mit einem Teppich verhängt, obgleich sie einst geschaffen wurden, um in vielbesuchter Kirche die sündige Menge zu erschüttern, ihr die körperlichen Leiden des Herrn in ihrer ganzen Gräßlichkeit darzustellen, weil man für die geistigen Leiden des zum Heile der Menschheit Duldenden den Maßstab verloren hatte.

Eine abstoßende Herbheit des religiösen Empfindens spricht sich in diesen Werken aus. So steht in der Klosterkirche zu Chemnitz ein weit über lebensgroßes Schnitzwerk, in dem die Geißelung Christi geschildert wird (Abbild. 9). Dem endenden 15. Jahrhundert genügte es so wenig wie dem endenden 17. Jahrhundert, den Gottessohn, den Hohen, Reinen, in den Händen wüster Kriegsknechte zu sehen, um dadurch die Empfindung der tiefen Erniedrigung und der Leiden des Herrn zu erlangen, es mußte den äußersten Grad der Rohheit darstellen, es mußte mit henkersmäßiger Phantasie besondere Qualen ersinnen, damit dem derben Geschlechte die Empfindung ungewöhnlichen Leidens sinnlich klar würde.

Aber in diesen Werken offenbart sich doch ein mächtiger Fortschritt gegen früher. Sie geben Handlung, sie stellen Individualitäten, Erschautes, geistig Erlebtes dar. Sie sind Werke eines unverkennbar ernsten Ringens nach Wahrheit. Wenn es Aufgabe der Kunst ist, die Zeit zum Ausdruck zu bringen, wenn



Abbildung 9. **Die Geißelung Christi**, Holzschnitzwerk aus der Schloßkirche zu Chemnitz.

es löblich ist, die bewegenden Gedanken anschaulich zu machen, wenn es verzeihlich ist, nicht über seiner Zeit zu stehen, — so müssen wir selbst an solchen künstlerischen Gewaltsamkeiten das kräftige Vorwärtsstreben jener Bildhauer achten.

Unbestechlich sind sie in ihrem Realismus. Die Frage, ob Statuen bemalt werden dürfen, ist ja eine wieder neu aufgeworfene. Das Mittelalter hat sie nicht gekannt, denn es hat wohl nie daran gedacht, aus ästhetischen Rücksichten auf die Färbung zu verzichten. Es ist ihm auch wohl nie in den Sinn gekommen, aus solchen Gründen den Farben nur einen Bruchteil ihrer natürlichen Kraft zu geben. Eher war man zu übertreiben geneigt, namentlich dort, wo es dem Farbensinne noch an Feinheit gebrach und die Kraft des Tones wertvoller erschien, als der Reichtum des Lichtspieles auf der farbigen Fläche. Die sächsischen Künstler der Zeit um 1500 freute es wohl, Gold in breiten Massen, kräftige, leuchtende Farben anzubringen, aber ihr erstes Bestreben ist es, ihren Bildwerken in Form und Ton die ungeschminkte Realität zu geben. Mit jener Entschiedenheit des Erfassens einmal erkannter Wahrheiten, mit demselben Geist, der weite Kreise über Luther hinaus radikalen Ueberzeugungen zuführte, ergreifen sie die Natur, versenken sie sich in die junge Erkenntnis, daß in der Wiedergabe des Modells, in der unbefangenen und unbehinderten Vertiefung in die Gottesgebilde der Kern und das Wesen jedes Kunstfortschrittes liege. Es ist diese jegliche Stilisierung verschmähende Wahrheitsliebe das Seitenstück zu Arnolds Bestrebungen, sich über die Regeln der überkommenen Kunst hinwegzusetzen, sie bildet den Ansatz zu Neuem, Keime zu einer Kunst des Protestantismus, die nur zu früh durch die klassische Bildung Roms und die ungleich bequemere Nachbildung italienischer Kunstformen im Fortschreiten erstickt wurde.

Ich bezeichnete diese Kunst als dem Stilisieren abhold. Damit ist nicht gesagt, daß ihr nicht ganz bestimmte besondere Merkmale eigen seien, welche sie als zeitartig darstellen. Der Naturalismus ist kein unbedingter, sondern ihm klebt deutlich die Menschenhand an, welche die Naturnachbildung schuf und der Zeitgeist, welcher die Menschenhand leitete. Merkwürdig an den Werken sächsischer Kunst jener Zeit, welche den Drang nach Befreiung in sich trägt,

jener dem Neuen zustrebenden Denkart ist nur der Mangel der Absicht, die erschauten Dinge im Bildwerke zu verschönern. Der gewaltige Zug nach Erkenntnis der Natur und nach Wahrheit in deren Wiedergabe drängt alle Bedenken zurück: Eine Wahrheit, die vor dem Häßlichen sich nicht scheute, so wenig wie Luther vor der Derbheit!

Selbst wo ideale Gestalten wiedergegeben werden sollen, tritt diese Erscheinung hervor. Jene beiden überlebensgroßen Engel der Kirche zu Ebersdorf, welche als Buchhalter gedacht sind, gewaltige Holzschnitzereien von merkwürdigem Schwung der Linien, haben die derbe Unbefangenheit der Form, jene portraitartige Bildung der etwas schwerfälligen Köpfe, welche die Apostel auszeichnet. Auch Dürer schuf solche Männerengel. Man sah eben nicht mehr im Himmel die Heimat süßer, mystischer Luft, sondern eines ernsten, herben Gerichtes mit der in den Grundfesten schwankenden Zeit.

Nicht mehr wollte man im Bildwerk das Uebersinnliche, Göttliche darstellen, nicht mehr sollte dasselbe in unerreichbarer Form dem Menschen ein doch immer wieder nur von Menschenhand geschaffenes, also der gottgeschaffenen Natur nachstehendes Ideal vor Augen rücken — man war sich des eigenen Wertes bewußt geworden, man legte den Schwerpunkt geistiger That, der Erlösung vom Uebel und Ueberwindung der Sünde in innere Vorgänge, in die individuelle Kraft des Glaubens, man wollte daher feste, starke Erscheinungen an Stelle der weichen Hingabe, der gothischen Anschmiegung sehen; nicht büßende Verzückung, sondern menschliche Seelenkraft; nicht süßes Lächeln einfältigen Glaubens, sondern kräftige Gesichter, an welchen man erkennt, daß sie im Kampf mit dem Zweifel gesiegt und daß sie auf lebendig gewordenes Erkennen der Wahrheit ihr Lebensglück gebaut haben — kurz nicht Heilige, sondern erst starke, dann später schöne Menschen!

Die Malerei jener Gegenden geht nicht gleiche Wege. Was sich von ihr erhielt, ist meist noch in jener weicheren Kunstweise rheinischer und süddeutscher Schulen des 15. Jahrhunderts gehalten. Namentlich das großartige Dombild zu Meißen zeigt zwar ein geistvolles Individualisieren, nicht aber jene Gewaltsam-

keiten der Erzgebirgischen Schule. Ein Zug dieser Schaffensart findet sich dagegen in Lucas Cranach, der bei nicht eben sehr hohem Können mehr als irgend ein Maler jener Zeit das Streben nach Wahrheit mit Rücksichtslosigkeit gegen die Schönheit verband. Wenn er das Häßliche schildern wollte, so säumte er nicht, sich ins Breite zu ergehen. Es ist ihm nicht so sehr das Gegenbild des Schönen, als ihm der derbe Ausdruck seines Abscheues eine Freude gewährt. Aber in dieser Eigentümlichkeit liegt nichts Verstecktes, nichts Lüsternes, nichts Unsittliches. Es ist die Folge ernsten Widerwillens, der nach dem beleidigendsten Worte, der verächtlichsten Form greift, um sie dem Bösen, Unholden entgegen zu schleudern.[48]) Das „Recht des Cynismus" brauchte in jener Zeit nicht erst vertheidigt zu werden. Eine unbefangen sinnliche und daher im Kern sittliche Welt, eine erst nach innerer Verfeinerung ringende Gesellschaft nahm sich das Recht, ohne sich über dessen Ursprung klar zu machen!

Die Maler waren in jener Zeit eine wilde, keineswegs fromme Gesellschaft. Man sehe in den Leipziger Ratsbüchern des 15. Jahrhunderts nach, welch schlimme Streiche sie in keckem Uebermut mit ihren weiblichen Modellen trieben[49]), man lese die Listen derer, welche die Nürnberger zur Zeit religiöser Wirren aus ihrer Stadt vertreiben mußten, um zu erkennen, daß die Künstler damals keineswegs ein „harmloses Völkchen" waren, wie man sie heute wohl nennt. Ein deutscher Stecher gab[50]) das Spottbild vom „Papstesel" 1496, wahrscheinlich in Nachbildung eines italienischen Blattes, heraus und zeichnete es keck mit seinem Namenszug. Jene Spottbilder an gothischen Kirchen, in welchen die Geistlichkeit in ihrem weltlichen Treiben verhöhnt wird, sind keineswegs so unverfänglich als man glaubt, jene Darstellungen der Hölle, in denen die hohen dreifachen Kronen und die Bischofsmützen eine so hervorragenden Rolle spielten, reden in jener Anfangszeit des Buchdruckes eine für die Kirche sehr bedenkliche Sprache. Und wenn die Kunst aus dem Dienst der Kirche trat, z. B. im Kupferstich, dann war sie schon in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts gern bereit, die Laster der Zeit im Geiste der großen Prediger zu geißeln, aber zugleich mit einem Behagen an ihrer Schilderung sich aufzuhalten, welches oft erkennen läßt,

daß es ihnen nicht ausschließlich immer nur um den Haß gegen das Verwerfliche zu thun ist.

Bekannt ist das Ergebnis des Verhöres, dem die jungen Maler Georg Penz und die beiden Behaim 1525 vor dem Rat zu Nürnberg unterzogen wurden. In demselben bekannten sie sich zu einem reinen Deismus. Zwar empfänden sie, daß ein Gott sei, aber sie wissen nicht, was sie wahrhaftig für Gott halten sollen. Sie glauben nicht an Christus und nicht an die Bibel und fühlen auch in weltlicher Beziehung keinen Herrn über sich als Gott. Die Lehre von der Transsubstantiation ist ihnen eben so unbegreiflich als die von der Heilswirkung der Taufe, beide seien bloßer Menschentand. Dagegen wollen sie warten, bis die Wahrheit komme, und dieser sich gern unterwerfen. Man verbrannte damals solche Ketzer in Nürnberg schon nicht mehr, sondern wies sie aus der Stadt. Der Rat und die Bürgerschaft konnten oder wollten den weltlichen Arm zur Ausführung der früher üblichen Kirchenstrafen nicht mehr leihen.[51])

Doch kehren wir zurück zu der neuen Stadt, welche der Bergsegen im Erzgebirge geschaffen hatte.

VI. Die Annenkirche zu Annaberg.

1. Der Kirchbau und die Baugelder.

Im Jahre 1495 wurde zu Annaberg in der Stube eines reichen Fundgrubners die erste Messe gelesen, 1498 ein hölzernes Kirchlein erbaut, 1499 erteilte Herzog Georg den Befehl eine Steinkirche außen um die hölzerne herum zu bauen und legte dazu am 1. März den Grundstein, 1500—1502 war der Bau im vollen Schwunge, 1503 wurde der Grundstein zum Turme gelegt, 1505 wurde die große Glocke aufgezogen, 1507 legte Meister Conrad den ersten Pfeiler der Kirche an, nachdem die Thurm- und die Umfassungsmauern aus dem Grunde gehoben waren. 1512 waren die letzteren bis an das Kranzgesims fertig, konnte man das alte Kirchlein, welches der Neubau umschloß, abtragen und zogen zum Tage Mariä Magdalena die jungen Gesellen 49 Fuder Holz, das zum Dach und zur Wölbung bestimmt war, ohne Pferde in die Stadt. Meister Erasmus entwarf die „beyliege" (ungefähr) schöne Visierung zum Gewölbe, Jost Freitag holte Kupfer aus Krakau für die Dachdeckung, 1513 wurde das Sparrenwerk von Meister Lorenz Löffler von Berlin aufgesetzt; der Turm ist nun im Gevierte bis an den Glockenstuhl fertig, in der neuen Kirche wird die erste Taufe vollzogen. 1514 deckt Meister Sebald Waldsteiner aus Altenburg die Kirche mit Kupfer, derselbe, welcher 1505—1509 das Rathaus in Zeitz baute, errichtet ferner Meister Bernhard Doppelt die Kirchtürme achteckig und den Glockenstuhl, wird im Innern viel gearbeitet, werden namentlich etliche Pfeiler aufgeführt, 1515 läßt Albrecht von Schreibersdorf, der Münzmeister, sein Wappen an einem Pfeiler anbringen, unter welchem sein Stuhl zu stehen pflegte, 1516 werden die Annen-

kirche und die Türme über den Sakristeien fertig gedeckt. Hans Weffinger, der Zimmermann, macht den Glockenstuhl des Hauptturmes, hängt dort die Glocke auf, welche Oswald und Martin Hilger aus Freiberg, Vater und Sohn, 1511 gegossen hatten, im Innern wurde die „Musica" und der Predigtstuhl gebaut, der Annenaltar im Chor mit seinem eisernen Gitter aufgestellt, der Turm bis zu einer Höhe von 116 Ellen unter Dach gebracht und erhielt dieser einen schönen, vergoldeten Knopf auf grünem, durchsichtigen Türmlein, darin die 1501 gegossenen kleineren Glocken „Maria" und „Anna" als Bergmannsgeläut aufgehängt werden, die um 3, 4, 11, 12, 7 und 8 Uhr zur Schicht angeschlagen wurden. 1517 sind alle Pfeiler in die Höhe geführt, die Emporenbogen geschlossen, ist die Wölbung begonnen [52]), 1518 wird die Sakristei gewölbt.

Bei diesem Zustande der Kirche wollen wir einen Augenblick verweilen. Ein äußerer Umstand giebt uns die Veranlassung dazu: Es zeigten sich Risse im Mauerwerk. Ende Januar 1519 wurden Sachverständige berufen um den Schaden zu besehen.[53]) Es sind dies der Dombaumeister von Prag, Benedix Rued, Meister Hans von Torgau, der die Kirche zu Schneeberg baute, und Meister Hans Schickentanz, Werkmeister vom heil. Kreuz zu Dresden. Diese gaben ein Gutachten ab. Es haben sich zwei Risse in der Mauer oberhalb der neuen Sakristei gebildet, hieraus sei aber keine Gefahr zu besorgen, da die Last nicht auf den Mauern, sondern auf den Pfeilern ruhe und diese das Doppelte von dem zu tragen im Stande wären, was ihnen zugemutet worden ist. Ehe man das Gewölbe mache, solle man die Emporenbogen wölben, da sonst die belasteten Pfeiler für die Widerlager angebrochen werden müßten. Die Meister schlugen vor, die Mauer durch Bogen unter dem Hauptgesims noch mehr zu entlasten, „haben über das Alles den Bau sehr gelobt und wissen ihm keinen Tadel oder Gebrechen zu geben".

Der Bauzustand war also damals etwa folgender:

Die Umfassungsmauern, die inneren und äußeren Pfeiler stehen, der Dachstuhl ist aufgesetzt, die West- und Nordemporen und die Kanzel sind errichtet, an den Südemporen wird gebaut. Die Kirche ist im Wesentlichen in ihrem heutigen Zustande, nur

fehlt ihr noch das Gewölbe, zu welchem jedoch der Plan vorliegt. Nachdem nach 1518 durch Meister Jacob von Schweinfurt das Gewölbe der südlichen Sakristei hergestellt worden ist, erfolgt 1519 die Weihung der Kirche, obgleich das Gewölbe erst 1520 vollendet wurde. In demselben Jahre sind auch die Gewölbe der beiden Seitenchöre vollendet. Auf die Thürme über den Sakristeien wurden goldene Knöpfe aufgesetzt. 1521 begann man die Kirche zu malen, wozu Herzog Georg 1000 fl., Churfürst Friedrich 200 fl., das Kapitel zu Meißen 20 fl. und zahlreiche Annaberger Bürger reiche Geschenke gaben. Der Knappschaftsaltar wird aufgerichtet. 1522 schuf Meister Adolf Dowher aus Augsburg den Marmoraltar, zu welchem Herzog Georg wieder 1000 fl. gegeben hatte. Man zahlte 1 fl. Fuhrlohn für den Centner von Augsburg her und 2551 fl. für das ganze Werk. In demselben Jahre wurde der Münzer- und Schmelzeraltar fertig, wurden die Felder der Emporen mit Bildern und Figuren ausgemalt, 1523 ließ ein fremder Pfarrherr vom Lande auf seine Kosten die Sakristei ausmalen, 1524 begann man die Emporen zu „illuminiren", wurden die Kirchenfenster gefertigt. Und 1525 endlich war die Kirche fertig (Abbild. 10). Doch vollendete erst 1526 der Tischler Matthes Eckstein [die Schalldecke über der Kanzel, welche er in seinen Lehrjahren begonnen hatte.]

Wir sind über die Entstehungsgeschichte weniger gothischer Bauten so gut unterrichtet als über die der Annenkirche. Wir können sogar den den Bau begleitenden Nebenumständen folgen, die Stimmungen innerhalb der bauenden Gemeinde beobachten. Er entstand aus dem religiösen Drange der Zeit heraus. Aber er ist nicht das Ergebnis jener hingebenden Frömmigkeit, welche die Frühzeit des deutschen Volkes durchwehte, sondern erregter Gewissensangst, einer fast stürmischen Ausübung guter Werke im Sinne der katholischen Kirche. Man wollte das eigene Herz und die Schäden der Gesellschaft durch Gutthaten, Gott durch ein großes Wohnhaus, und eine prunkvolle Dienerschaft versöhnen. Man richtete die Kirche, um mit Luther zu reden, ohne Gottes Wort, aus menschlichem Gutdünken auf [54]), sie heißt Gotteshaus, „allein von dem Werk und Dienst, den wir gestiftet haben". „Der verzweifelte Böséwicht, der Papst, hat aus Christus einen zornigen Richter gemacht, den

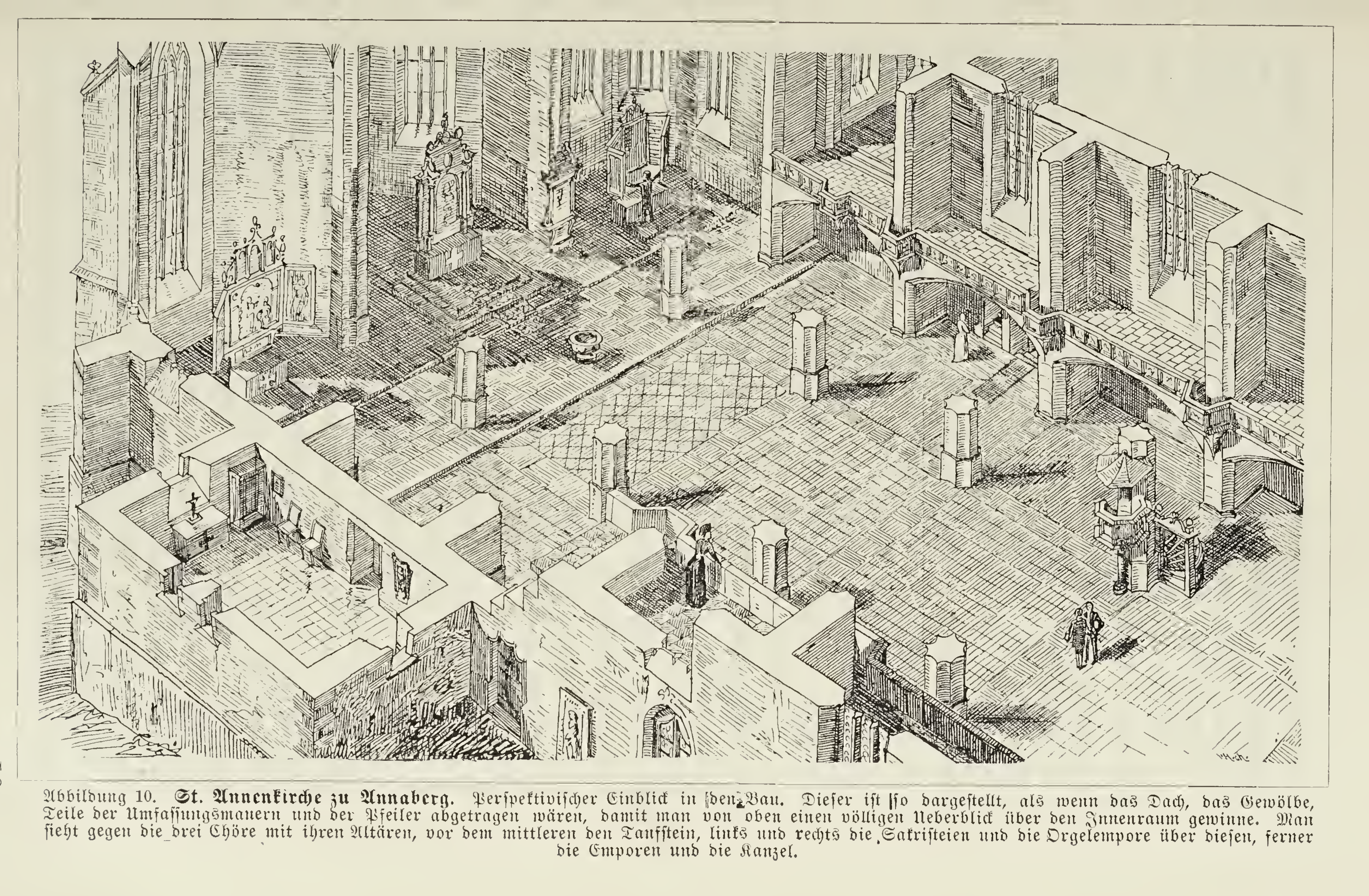


Abbildung 10. **St. Annenkirche zu Annaberg.** Perspektivischer Einblick in den Bau. Dieser ist so dargestellt, als wenn das Dach, das Gewölbe, Teile der Umfassungsmauern und der Pfeiler abgetragen wären, damit man von oben einen völligen Ueberblick über den Innenraum gewinne. Man sieht gegen die drei Chöre mit ihren Altären, vor dem mittleren den Taufstein, links und rechts die Sakristeien und die Orgelempore über diesen, ferner die Emporen und die Kanzel.

wir durch Mittler und Heilige, Mönche, Ablaß, Wallfahrt und sonst Gaukelwerk versöhnen sollen, ums Geld".[55])

Wie das Geld zum Kirchenbau aufgebracht wurde, lehrt die einzige erhaltene Jahresrechnung der Stadt Annaberg von 1518/19, also aus jener Zeit, in der Jacob von Schweinfurt die Gewölbe baute. Ich gebe nur die runden Zahlen. 91 Schock Groschen „erbat" man „mit der Tafel", brachte also der Bittgang in der Stadt; 77 Schock kamen an heiligen Tagen ein, 250 Schock gab der Herzog Georg Beitrag, 29 Schock gewann man aus dem Verkauf silberner, zinnerner und wächserner Zeichen, also der kleinen Darstellungen jener Gliedmaßen, deren Heilung man in der Wallfahrt erflehte; 11 Schock ergaben die Testamente, 86 Schock brachten die Frauen der Kirche ein, welche geweihte Lichter verkauften; 237 Schock brachte der „Kasten" des Jubeljahres der heiligen Anna, von denen 49 Schock an den Papst gesendet wurden. Die Gesamteinnahme der Kirche bestand in 865 Schock 23 Groschen 7 Pfennige, während die Ausgaben, deren Rest die Stadt zu bestreiten hatte, 1107 Schock 48 Groschen 7 Pfennige betrugen. Der Kirchenbau verschlang also ein Drittel der sich auf 3270 Schock 42 Groschen 5 Pfennige belaufenden Gesamteinnahme der Stadt. Außer jenen 49 Schock zahlte die Stadt für Ablaß dem Papste noch 79 Schock, also fast 4 % ihrer Einnahme.

2. Der Annenkultus.

Die Wallfahrt zur Kirche war in mächtigem Schwung. Man würde nicht so viel „wächserne Füß' und Händ" gekauft haben, hätte man nicht an die Wunderkraft der Heiligen geglaubt.

„Nun weiter ich zu redt muß kummen
Von mercklichen Zeychen die geschechen:
. . . .
Von Kindern die seind gewesen tot,
Den half sant Ann aus aller not.
Krippel an füßen vnd von armen
Des sich sant Anna that ser erbarmen.
Viel Wechssel (wächserne) vnd viel silberne byld,
Das mir zu dichten ist zu wild.

Die wechssen byld sieht man stan
In aller größ gleych wie die man:
. . . .
Das kumt als von sant Anna her
Wer sie heimsucht mit milder Hand
Dem thut sie gnad und Hülff bekannt."

So singt der Lobredner Annabergs. Luther selbst, einst ein Verehrer der heiligen Anna, seines „Abgottes", zu dem er rief, als er Mönch wurde, sagt aber: „Zuvor, da wir noch im Irrtum steckten, da hob man mit beiden Fäusten: Bei meinem Gedenken ist ein groß Wesen von St. Anna aufgekommen, als ich ein Knabe von 15 Jahren war (also 1499). Zuvor wußte man nichts von ihr, sondern ein Bube kam und brachte St. Anna. Flugs geht sie an, denn es gab Jedermann dazu. Daher ist die herrliche Stadt und Kirche auf St. Annaberg ihr zu Ehren gebauet worden, und wer nur reich werden wollte, der hatte St. Anna zur Heiligen. Solcher Heiligendienst hat dem Pabst Gelds genug getragen. Aber da itzt Christus anhebt mit dem Wort umzustoßen die Wechselbänke und wir sind die Peitschen und Geißeln, damit er des Pabstes Hurenhäuser zerstört!" [56])

Die Förderung des Annenkultus [57]) war einer der vielen Versuche, die sächsischen Lande bei ihrer Treue an dem päpstlichen Stuhl festzuhalten. Was das 15. Jahrhundert an Feinheit im Marienkultus, an ritterlicher Hingebung gegen „unsere liebe Frau" eingebüßt hatte, das ersetzte es durch Düftelei und Spitzfindigkeit. „Des Herrn Sippschaft" zu vermehren, schien ein verdienstvolles Werk. Mit jener widrigen Sinnlichkeit, welche stets das Ende der Gefühlsüberanstrengung ist, spürte man den geschlechtlichen Verhältnissen derselben nach. Auch die heilige Jungfrau soll makellos geboren sein. Jene Geistlichen, welche trotz ihrer Ehelosigkeit in der Enthaltsamkeit das am schwersten zu erfüllende Gebot erblickten, konnten sich nicht vorstellen, daß bis in die Nähe des Herrn schlicht menschliche Verhältnisse sich erstrecken sollten. Da mußte Besonderes, Uebersinnliches sich zugetragen haben. Schon im 4. Jahrhundert kam die Lehre auf, Anna habe ohne Zuthun ihres Gatten, des heiligen Joachim, empfangen. Später fand man, dies sei durch einen Kuß Joachims geschehen.

In den Tagen des Niedergangs der Kirche kam man auf diese Gedanken zurück. Es mag die erneute Lust zu Wallfahrten ins gelobte Land Anteil daran gehabt haben. Denn namentlich die griechischen Katholiken verehrten die heilige Anna eifrig. Kaiser Justinian I. baute ihr 550 eine Kirche in Konstantinopel, Justinian II. 705 eine zweite. Mit der Zerstörung des Byzantinischen Reiches scheint der Kult nach Südeuropa gelangt zu sein. Spanien nahm ihn früh auf, schon 1378 wurde er in England durch päpstliches Breve gestattet, 1425 in Dänemark. In Südfrankreich fand er eine neue Stätte. In Jerusalem und Kairo hatte St. Anna vielbesuchte Wallfahrtstätten. Wie Christus mit dem Golde und der Sonne, Maria mit dem Silber und dem Monde verglichen wurde, so wurde der Stern das Sinnbild der heiligen Anna, sie aber die Mutter und mithin Patronin von Silber und Gold, und weiterhin des Bergbaues. War sie doch jene Heilige, welche man anrief, wenn man irgend etwas finden wollte. Man liebte sie im „Selbdritt" darzustellen, wie sie das Annaberger Stadtwappen zeigt, indem sie die Tochter und den Enkel, beide als Kinder gebildet, auf dem Schoß wiegt, eine Madonna zweiten Grades.

Die heilige Anna kam bald in ganz Deutschland in Aufnahme. Kurfürst Friedrich der Weise schlug nach seiner Rückkehr aus dem gelobten Lande eine Münze mit der Umschrift „Hilf Sankte Anna." Im Jahre 1494 war in ganz Sachsen durch landesfürstliches Rundschreiben ihre Verehrung angeordnet worden; 1495 bestätigte dies der Papst Alexander II. Schrieb man ihrer Fürbitte doch die Blüte des Bergbaues und durch diesen der ganzen Finanzlage zu. Der Name Anna wurde in den Fürstenhäusern häufiger, obgleich er auch früher nicht fehlte. Die große Verehrung, welche die Kurfürstin Anna, die Gemahlin des Kurfürsten August I., noch heute in Sachsen genießt, ist zum Teil wohl auf Uebertragung der Eigenschaften der Heiligen auf die irdische Wohlthäterin zu schreiben.

Johannes Abt von Sponheim, der ganze Augustinerorden traten für die Heilige ein. Später waren die unmittelbaren Gegner Luthers, Dr. Eck, Dr. Dungersheim in Zwickau u. a., die Hauptvertreter des Ruhmes der modisch gewordenen Heiligen. Man

kam zuletzt soweit, zu erklären, sie sei, nachdem sie dem heiligen Joachim im 36. Jahre Maria geboren habe, noch zweimal verheiratet gewesen nicht aus fleischlicher Lust, sondern auf Antrieb des heiligen Geistes. Es kam nämlich den Heiligengläubigen darauf an, Christus mit einer großen Verwandtschaft zu umgeben und dieser wieder eine besondere Bedeutung verleihen zu können. Bellarmin, der gelehrte Jesuit, und sein Orden waren es, welche die „Monogamie der heiligen Anna" in der katholischen Kirche wieder zu Ehren und die Lehre vom trinubium zu Fall brachten. Luther nannte diese nicht nur „eitel Lüge und Fabel," sondern fand das rechte Wort, indem er sie als „unflätige Zote" bezeichnete.[58])

In Annaberg aber hatte sie viele Anhänger. Dort schien auch der rechte Ort für den neuen Sendboten von Rom, für Tetzel[59]), welcher seit 1507 in Dresden, Freiberg und Leipzig sein Bußkreuz aufgerichtet hatte und 1509 nach Annaberg kam, wo er sich zwei Jahre aufhielt.

Die Bußpredigten Tetzel's waren eine Uebertragung derjenigen Capistrano's ins Grobe, Gemeine. Niemals hat jemand daran gezweifelt, daß es Capistrano selbst Ernst war um das, was er betrieb. Auch an seine ungezählten Wunder und Heilungen mag er selbst geglaubt haben. Eine Schaar von Dienstbeflissenen waren bereit, sie übertreibend weiter zu verbreiten. Freilich der feinsinnige, humanistisch gebildete Enea Silvio dei Piccolomini sah die Großthaten des Schwärmers nicht, ihm, der sich nach Cicero gebildet hatte, mochte die lärmende Art, das Predigen more italico, mit Händen und Füßen, nicht behagen. Noch weniger hätte ihm Tetzel gefallen. Der war ein großer, starker Mann, beredt von Haus aus, kühn in der Sprache, „ziemlich gelehrt", aber frei in seinen Lebensanschauungen. Man machte ihm böse Dinge zum Vorwurf; seine Feinde warfen ihm vor, daß er nur durch Fürstengnade der Todesstrafe wegen Ehebruchs entgangen sei, seine Glaubensgenossen, daß er, obgleich Geistlicher, zwei Kinder habe. Völlig aufgeklärt ist ersteres freilich nicht; Verleumdung spielte ja in beiden Lagern eine unerfreuliche Rolle. Er reiste als großer Herr und bezog 80 fl. monatlich, Kost für sich und sein Gesinde, 10 fl. monatlich für seine Gehilfen. Ein Wagen, drei Pferde führten ihn von Ort zu Ort. Das ist immerhin ein sehr reichlicher Gehalt

für jene Zeit. Freilich für Annaberg, die Stadt, in welcher so stattliche Vermögen erworben wurden, war er nicht übertrieben doch stand der Aufwand dem Bettelmönch besonders übel an.

Er war Ketzermeister. Er drohte in seinen täglichen Predigten, er wolle allen denen, die gegen ihn reden, die Köpfe abreißen und sie blutig in die Hölle stoßen. Die Ketzer sollten brennen, daß der Rauch über die Mauern schlage. Sein rothe Kreuz mit dem Wappen des Papstes — es war das schöne Wappen Julius' II., das wir an den herrlichsten Werken der Renaissance Roms zu sehen gewöhnt sind — sei so kräftig als jenes Christi. Wohl predigte er die Ablaßlehre im Sinne des Katholicismus, die Lehre von dem Reichtum der Kirche an guten Werken, von der Macht der Erlösung, welche diese ihr verliehen. Aber er lehrte, durch Geld könne man vom Papste Genugthuung lösen, er übertrieb die Lehre von der Gnade ins augenfällig Rohe, indem er den doch um einen Viertelgulden oder wohlfeiler zu erlangenden Ablaß auch ohne Bußfertigkeit für wirksam marktschreierisch ausbot und ihm eine Kraft zu lösen zuschrieb, für die kein Verbrechen zu groß sei. Selbst wer sich an der Jungfrau Maria vergriffen habe, würde seiner Sünde ledig werden, so lehrte er in roher Spitzfindigkeit. Später freilich leugnete er das böse Wort ab. Ja, wer für Verstorbene den Ablaß kaufe, sichere diesen den Himmel. „Hört Ihr nicht die Stimmen Eurer Eltern, rief er auf dem Annaberger Markte, wie sie Erbarmen! Erbarmen! rufen. Kauft ihnen den Ablaß, damit sie in den Himmel einziehen können!“ Ja, wenn das Geschäft nicht ging, drohte er das Kreuz niederzulegen und somit die offenen Pforten des Himmels zu schließen.

Friedrich Mykonius stand, dicht vor seinem Eintritt in's Annaberger Franziskaner-Kloster, einer angezweifelten, aber alten Quelle nach, unter der Menge, halb betäubt von der Wucht der Rede, von der kecken Unbegreiflichkeit ihrer Verheißungen. Er hörte den Bußprediger oft und aufmerksam. Er konnte ihn später in Stimmfall und Geberde trefflich nachahmen, so tief hatte seine Art sich ihm eingeprägt. Aber er erkannte schon in jungen Jahren das Verwerfliche des ganzen Handels. Er bat Tetzel um den Ablaß ohne Geld, auf sein Sündenbekenntnis. Es wurde ihm verweigert. Er beteuerte keinen Pfennig zu besitzen, als man

ihm den Zettel zu dem niedrigsten Preis bot. Da schenkte ihm einer der Kommissare eine kleine Münze: er lehnte sie ab, weil er grundsätzlich den Ablaß umsonst haben wolle. So ließ man den unbequemen Dränger unverrichteter Sache und tief betroffen abziehen.

In den Jahren 1508—1510 hatte Tetzel das Kreuz in Annaberg aufgerichtet. Die junge Stadt war die Heimstätte und der rechte Boden für sein Wirken. Tetzel war der Praktiker des Ablasses. Sein Geschäft verstand er meisterhaft, denn er betrieb es ohne Umschweife, mit jener frech lächelnden Schamlosigkeit, die der Anfang des Zusammenbruchs ist. Es wäre für einen Einzelnen unmöglich gewesen mit dem Gedanken der Gnade durch die guten Werke solchen Unfug zu treiben, als hier mit jener praktischen Gemeinheit geschah, die auf den Erfolg pocht und der dieser Recht zu geben nicht zögert, wenn nicht die ganze Lehre schon vorher zur Uebertreibung geführt worden wäre.

Aber nicht nur der Ablaß lockte zum Besuche der Stadt. Wohl hatte der „Gotteskasten" solchen Zudrang, daß man eine große von einem eisernen Gitter umgebene Truhe vor dem Annenaltar aufrichten mußte, in die die Beiströmenden bequem ihre milden Gaben werfen konnten. Doch bildete schon im Jahr 1518 auch der Schatz der Annaberger Kirche eine Sehenswürdigkeit, welche mit den Kirchschätzen zu Wittenberg und Halle wetteiferte. Es waren diese Sammlungen von Heiltümern die Museen jener Zeit. Jeder wollte sie sehen: Die Gemahlin Herzog Georgs, durchreisende Leipziger Bürgerfrauen und Adlige gaben stattliche Beiträge zum Kirchenbau, als man sie ihnen zeigte.

Früh finden sich Goldschmiede in Annaberg ein. Da saß schon 1506 Meister Oswald Müller als Schöffe im Rat, der war ein „gar höflicher und lustiger Mann." Denn nach dem Tode seiner ersten Frau verheiratete er sich wieder an dem gleichen Tage wie seine beiden Töchter, und ging in seiner Zobelschaube zwischen seinen beiden Schwiegersöhnen zum Altar. Im Jahr 1508 machte Hieronymus von Magdeburg das Brustbild der heiligen Anna aus 36 Mark 8 Loth Silber. Solche Brustbilder, deren noch manche erhalten sind, waren als Reliquienbehälter damals besonders beliebt. Die Mark feines Silber wurde

damals in 140 Groschen geprägt,[60]) deren 20 einen Gulden, 60 ein Schock Groschen ausmachten. Also hatte jenes Stück etwa 255 fl. Wert. Nach heutigem Geld, wo 50 Mark aus einer Mark Feinsilber geprägt werden, würde das Bild einen Silberwert von 1825 Mark gehabt haben.

Es blieb nicht bei diesem einen Stücke. Ein Bild Christi von 32 Mark 12 Loth, Monstranzen und ein silberner Arm für den Finger der heiligen Anna entstanden bald darauf. 1511 wurde das Bild des heiligen Nikolaus aus 30 Mark 4 Loth, des heiligen Christophorus aus 48 Mark 12 1/2 Loth gemacht. Nun durfte St. Anna nicht zurückstehen! Sie erhielt ein Hauptbild, welches 190 Mark schwer war, also fast 10000 Mark heutigen Silberwertes enthielt. Zwei Kirchner wachten abwechselnd bei dem Schatz, nachts hatten sie scharfe Hunde bei sich, denn die Versuchung des Raubes war groß. Das Kirchengerät wog bei der Aufnahme von 1526 nicht weniger als 1036 Mark 9 1/2 Loth, hatte also über 50000 Mark heutigen Geldes allein an Silberwert!

3. Gesellschaftliche und kirchliche Verhältnisse.

Damals galt eine solche Summe viel mehr, als heute. Man muß versuchen dies sich klar zu machen. Betrachten wir beispielsweise den Stand der Vermögen in Dresden, denn über diese besitzen wir gute Unterlagen. Diese Stadt, welche Herzog Georg als Wohnsitz zu bevorzugen begann, die aber weder durch Gewerbe noch durch Bergwerke sich auszeichnete, höchstens durch den Handel auf der Elbe von einer Ackerbaustadt sich unterschied, besaß mit den Vorstädten im Jahre 1489 etwa 4700 Einwohner, 1507 nach dem großen Brande von 1491 deren 3300.[61]) Gerade als kleine Landstadt ohne hervorragende Industrie eignet sie sich zur Berechnung der mittleren Vermögen jener Zeit. Im Jahr 1488 besaß Dresden nach den Steuerlisten einen Mann, der ein Vermögen von 2350 fl. sein nannte, vier, die zwischen 1500 fl. und 2000 fl. besaßen, und im ganzen 44 Einwohner, deren Vermögen 400 fl. überstieg, dagegen 227 Bürger, welche zwischen 200 und 400 fl. eingeschätzt waren und 685 die noch tiefer standen. Im Jahr 1502 standen die Verhältnisse folgendermaßen.

Der Bürgermeister Hans Smeißer war der reichste Mann, er besaß 2200 fl. Ueber 400 fl. hatten 48 Einwohner, darunter bis 200 fl. 174 Einwohner und unter 200 fl. 658 Einwohner. Ein die Stadt zerstörender Brand — oder der Beginn des wirtschaftlichen Niederganges haben ihren schädigenden Einfluß also besonders an den mittleren Vermögen gezeigt, die von 227 auf 174 fielen. Das Gesammtvermögen von Dresden betrug 1488 77,477 fl., 1502 66,757 fl.

Betrachten wir aber auch den Lohn der Arbeiter:

Ein Tagelöhner erhielt 1476 in Meißen 7 Gr. 6 Pf. bis 9 Gr. in der Woche, ein Hüttenjunge 5 Gr. 4 Pf. bis 6 Gr., ein Geselle 13—16 Gr. Wie viel stellen nun diese Löhne in einer Zeit dar, in welcher der Dresdener Scheffel Korn etwa 6 Gr. 4 Pf. kostete, Weizen 9 Gr. 6. Pf., Gerste 7 Gr. 3 Pf., alle drei zusammen also 23 Gr. 1 Pf. kosteten? Es hat im letzten Jahrzehnt die gleiche Getreidemenge in Sachsen etwa 38,50 Mark gekostet.[62]) Wenn man nun das Getreide als Maßstab für den Wert des Geldes annimmt, derart, daß man den Lohn nach der Menge von Gerste, Weizen und Korn mißt, welche für die Münzeinheit zu kaufen ist, so ergiebt sich, daß ein Pfennig von 1476 gleichen Wert hat mit etwa 14 Pfennigen von heute. Der Tagelohn eines Tagelöhners stellt sich also auf 1,26—1,51 Mark, der eines Hüttenjungen auf 0,90—1,01 Mark, der eines Gesellen auf 2,18—2,69 Mark. Das sind Löhne, die den heutigen etwas nachstehen. Aber nach denselben Umrechnungen würde die Kaufkraft jenes toten Kapitales, welches man allein in Silber der heiligen Anna zu Füßen legte, 244,000 Reichs-Mark betragen haben. Dazu kam, daß man den Wert der ganzen Kirche, wohl übertrieben, auf 209,000 fl. berechnete, was nach heutigem Begriffe einer Summe von über 6,02 Millionen Reichsmark gleich käme. Freilich sanken die Preise schnell. Schon 1550 stellt sich das Verhältnis so, daß ein Pfennig von damals etwa gleich 5,5 heutigen Pfennigen an Kaufkraft gleich kam. Der Wert des Silberschatzes der Kirche hätte etwa 95,700 Mark, der der Kirche 2,76 Millionen betragen — eine merkwürdige Lehre von den Schwankungen der Preise am Ausgang des Mittelalters.

Diese Zahlen geben einen Vergleich für die Bedeutung des völlig unproduktiv im Schatz der Annaberger Kirche angelegten

Vermögens. Dasselbe war etwa 3—4mal so groß als das des reichsten Mannes in Dresden, und entsprach einem Zehntel des Gesammtvermögens der 4700 Dresdener Einwohner! Und das in einer Zeit, in welcher bares Geld so teuer und selten war, die Verarmung so mächtige Fortschritte machte.

„Kirchenbauen und Messestiften", sagt Luther, „ist geringer als seinem Nächsten dienen; man thut Gott keinen Gefallen, wenn man Glaube und Liebe darüber vergißt." [63]) Freilich den Annaberger Fundgräbern wurde es nicht schwer, ihre Seligkeit sich am Annenaltare zu erkaufen. Die Ausbeute wuchs von Jahr zu Jahr. Sie hatte 1496 und 1497 mit 13312 und 13980 fl. begonnen, stieg 1498 auf 33920 fl., 1499 auf 69504 fl., 1500 auf 94682 fl. und ereichte 1501 die außerordentliche Höhe von 102426 fl. Bis 1508 sank sie langsam wieder auf 35733 fl., um 1513 wieder 107844 fl. zu erreichen, ja nach einigen schlechten Jahren 1517 auf 112230 fl. zu steigen. Hiermit beginnt aber der jähe Fall. Im Jahr 1518 sank das Gesamtergebnis der Gruben auf 50955 fl. und blieb während der Bauzeit der Annaberger Kirche, also bis 1525 unter 30000 fl., ja erreichte in diesem Jahr selbst nur 17544 fl.

Diese ganz außerordentlichen Schwankungen lehren, wie sehr der Bergbau noch vom Zufalle des Schürfens reicher Adern abhängig war, wie sehr das gute Glück noch eine Rolle im Betriebe der Gruben spielte und wie weit dadurch dem Aberglauben die Thore geöffnet waren. St. Anna, die Heilige jener, die ihr Glück im Bergbau suchten, hatte deshalb erntereiche Zeiten.

Alles drängte nach hastigem Ausnutzen der aufgedeckten Erzgänge. Die „Gewerken" erwarben unverhältnismäßig hohe Ausbeuten. Allein die Gruben am „Prögel", deren gegen 80 im Gange waren, brachten bis 1519 310690 Meißner Gulden. Das Erz lag auch dort fast zu Tage. Hilfsbaue, d. h. solche zur Abführung des Wassers, anzulegen wurde verschmäht. Daher kam der Prögel bald völlig zum Brachliegen. Erst 1536 wurden neue Erzgänge dort fündig, entstand die Fundgrube „Himmlisches Heer." Die Kuxe (Anteilscheine) waren vorher billig zu kaufen gewesen. Ein Bürger kaufte deren fünf von einer Bäckerswitwe, die am Buchholzer Thore Semmeln feilhielt. In den nächsten 7

Quartalen gab der Kux 2346 fl. Ausbeute, 1536 wurden 124098, 1537 126678 Meißener Gulden aus der einen Grube an die 28 Besitzer der wahrscheinlich 100 Kuxe verteilt. Kaspar Kirschner z. B. besaß allein 8 Kuxe und gewann demnach in jenen beiden Jahren etwa 20000 fl. Seine Verschwendung setzte die ganze Stadt in Erstaunen. Er ritt auf kostbarem Pferde und von vielen Dienern umgeben ins Bad. Dort ließ er sich ein Becken mit Malvesier und auf Kohlen geröstete Semmeln reichen. Mit diesen mußte man ihm die Fußsohlen reiben, damit sein Hunger sich stärke. Dann aber weichte er die Semmeln in Wein ein und hatte seine Freude daran, sie von den ihn umlagernden Armen verspeisen zu sehen. Kirschner wog 2 Centner 15 Pfund. Er ist das vollendete Bild des Protzentums, jenes Pochens auf schnell erworbenes Geld, das keine Grenzen des Uebermutes kennt. Aber ihn ereilte auch das Ende des Spekulanten: er starb arm.

Anderen Geschlechtern Annabergs diente der Reichtum um sich zu dauernder Lebensstellung zu erheben. Die Thumshirne, welche von Böhmen herübergekommen waren, sind ein solches. 1508 hatte Paul Thumshirn einen fündigen Stollen in Annaberg. Vor 1516 stiftete er schon einen Altar und diesem 600 fl.; 1511 lieh er der Stadt 2000 fl. Von seinen Söhnen erwarb Anselm durch die Gruben „mächtige Schätze", Wilhelm Kriegsruhm als einer der tüchtigsten Landsknechtsführer seiner Zeit und den Adel.

Lorenz Pflock, der beim Fahren auf der Straße im Dorf Fronau eine fündige Grube entdeckte, da von der Erschütterung der Boden von dem zu Tage liegenden Erzgang abbröckelte, konnte bald darauf dem Amt Dippoldiswalde 1000 fl. leihen, eine Kapelle und einen Altar in Fronau und dem Annaberger Hospital 300 fl. stiften. Bei ihm wohnte Tetzel während seines Aufenthalts in Annaberg. Andreas Stürtz fand einen Gang mit gediegenem Silber, den „Frohnleichnamsstollen", beim Fischen. Er soll aus demselben 400000 fl. gewonnen haben. Bald begannen die großen Grübner ihr Vermögen in Grund und Boden anzulegen. Martin Schnee kaufte das Dorf Tannenberg, Johann Eckenbrecht das Dorf Mauersberg, Hans Rölingk die Herrschaft Bärenstein. Aber auch andere Geschäfte waren unter ihnen im Gang: Christof

Hartung wurde 1535 wegen Wuchers seiner städtischen Aemter entsetzt.

Vergleicht man die Liste der reichen Fundgrübner mit jener der städtischen Richter und Schöffen, so findet man, daß in Annaberg sich alsbald ein oligarchisches Regiment einzurichten begann. Die Verwaltung lag fast ausschließlich in den Händen der Großbürger, die Macht neigte sich dem Gelde zu.

Die Form der Verquickung städtischer und bergmännischer Verwaltungen hier zu schildern ist nicht der Platz. Es ist nur zu erwähnen, daß der Rat der Stadt unter gewissen Bedingungen, meist nach Einholung des Urteils vom Leipziger Schöffenstuhl, das hohe Gericht auszuüben berechtigt war, daß er seinen Henker hielt und seinen Galgen sich baute.

Es ist der Zeit kein Vorwurf daraus zu machen, daß sie nicht die Mittel fand, den gesellschaftlichen Schäden entgegen zu treten. Sie erschöpfte sich in guten Werken und in Anstrengungen, durch kirchliche Thaten den Lenker der Weltengeschichte zu versöhnen, dessen Zorn jedem vor Augen schweben mußte, welcher die ungeheure Spannung sah, in der sich das Volk befand. Das Platzen des immer mehr eiternden Geschwüres am Körper der Nation suchte man durch die besänftigenden Mittel immer neuer Heiligenverehrung zu dämpfen.

Herzog Georg sendete den Stadtzimmermeister und reichen Fundgrübner Johann Weffinger, der sich dazu erboten hatte, nach einem Annenkloster in Lyon, um von dort Reliquien der heiligen Frau zu holen, deren Namen die Stadt tragen sollte. Deren gab es damals an vielen Orten, namentlich auch am Niederrhein, obgleich die Heiligengeschichte lehrte, Anna sei vom Grabe erstanden und mit Christus und Maria zum Himmel aufgefahren. Das Haupt der Heiligen lag, nachdem es ein Steinmetz in Mainz gestohlen hatte, in Düren, bewacht von der Stadt, welche den Bann über sich ergehen ließ, ohne daß sie ihr wunderthätiges Heiligtum heraus gab.[64]) Weffinger reiste in Gesellschaft eines freiberger Pfarrers, versehen mit Geschenken und Geleitsbriefen ab. Sonntag nach Lätare 1504 kamen die Reisenden zurück. Zehn vornehme Bürger und der Bischof von Meißen waren ihnen nach Zwickau entgegengeritten. Denn es war ihnen ge=

lungen eine Kniescheibe, eine Rippe und ein Achselbein der Heiligen zu erstehen, das nun „mit großem Frohlocken und Ehrerbietung“ in feierlichem Umzuge nach Annaberg gebracht wurde. Am Tage nachher erhielten die Armen, jeder der es begehrte, für 3 Pf. Bier, einen Hering und ein Groschenbrod. „Da war ein großes Volk allhier, da sahe man viele gewapnete Männer, die Bürger zu Roß, die Ratsherrn zu Fuß, viel Weiber und Jungfern, da hörte man großes Jubiliren auf den Gebirgen und wurde also dies Heiligtum der heiligen St. Anna von allen Einwohnern und Fremden sehr geehrt, besucht und angerufen.“

„Do worden zeichen viel gesehn
An krancken leuten weit erkant,
Auch etlich gruben man do fandt
Dardurch sich alle dingk do mert.“

Andere Heiltümer kamen 1506 aus dem Cisterzienserkloster zu Roermondt, ein Merseburger Kapitelherr brachte weitere aus Rom mit. Der Rat schickte zu ihm um einiger Partikel willen und erhielt sie „verpetschirt;“ ja 1510 brachte des Herzog Georgen Gattin, Barbara, Tochter König Kasimirs von Polen, einen Finger der heiligen Anna, den einst Kaiser Karl IV. aus Rom mitgebracht hatte. Mit großem Gepräng und unter Freudenschüssen wurde auch diese kostbare Gabe von den geschmückten Jungfrauen der Stadt vor dem Wolkensteiner Thor empfangen.

So waren bis 1518 nicht weniger als 120 Heiltümer mit vielen Kosten nach Annaberg gebracht worden, unter denen ein Partikel der heiligen Elisabeth, ein Zahn der heiligen Barbara, blutiges Barthaar von Johannes dem Täufer, Theile vom Haar, dem Gürtel, dem Hemde, dem Bett und dem Grab der Jungfrau Maria die bemerkenswertesten waren. Ein Dorn der Kreuzeskrone und ein Stück vom Kreuze Christi fehlte auch nicht.

Aber den Einheimischen genügten die Gnadenmittel der heiligen Anna immer noch nicht. Sie erlangten 1517 von Papst Leo X. einen wirkungsvollen Ablaß auf 25 Jahre und stifteten für diesen eine Brüderschaft, die auf die stattliche Zahl von höchstens 1000 Mitgliedern festgesetzt wurde. Diese hatten das Recht ihren Beichtiger selbst zu wählen, der sie von allen Kirchenstrafen, selbst dem großen Bann, ja sogar der Simonie freisprechen könne. Ferner

durfte dieser von allen Sünden, selbst solchen, über die man sich billig erst zu Rom belehren lassen sollte, lossprechen und den Sündern die Absolution erteilen, wenn sie nur nach Befinden des Beichtigers eine Buße zum Kirchenbau beitrügen. Ja es sollte den Beichtvätern erlaubt sein, denjenigen zu absolvieren, welcher unrechter Weise Güter entwende oder streitigen, ja fremden Besitz, selbst der Armen, für sich behalten habe, ohne daß er deshalb gehalten sei seinen Raub herauszugeben. Ferner brauchten die Mitglieder der Brüderschaft die Fasten nicht zu halten. Alle diese Vergünstigungen galten auch für Frau, Kind und Geschwister. Wer beitrat, erhielt einen ihn ausweisenden Brief, durfte nun, wenn er etwas begangen hatte, aus den Hunderten von Geistlichen, welche damals überall zur Hand waren, den ihm passend scheinenden sich zum Beichtiger wählen und konnte sündenfrei gesprochen werden, wenn er bei genügender Reue die ihm auferlegte Buße „gewißlich auf St. Annenberg und in der Kirche St. Annen in verordneten Kasten und an keinen andern Ort übersandt" hatte.

Ist diese Urkunde echt — ich entnehme sie der Annaberger Chronik von A. D. Richter — so ist sie eines der ungeheuerlichsten Denkmale dafür, wohin die Lehre vom Werte der „guten Werke" geführt hat. Sie lehrt den Haß verstehen, welchen die Reformatoren gerade gegen diese hatten.

Die Bruderschaft wurde so reich, daß sie nach Fertigstellung der Kirche nicht recht wußte, was mit ihrem Gelde anfangen. Der Rat lieh 1534 bei ihr 1600 fl. Im Jahre 1519 gab der Bischof von Meißen für den Kirchbau noch einen besonderen Ablaß, daß wer an drei bestimmten Sonntagen nacheinander die Annenkirche besuche, und in den Kasten sein Geld einlege, der solle Vergebung aller Sünden haben, die er im Herzen bereue und mit dem Mund bekenne.

Ueberall sieht man den Verfall der Kirche, die Leichtfertigkeit, mit der sie ihre eignen Lehren „ums Geld" in den Staub zog. Was Wunder, daß ihre Diener solchen Kirchendienstes würdig waren.

Allbekannt ist das Treiben in Zwickau. Dort hatte schon früher, zu Anfang des 16. Jahrhunderts Dr. Hieronymus Dun=

gersheim[65]) aus Ochsenfurt das große Wort geführt, jener Geistliche, der 1503 die Stiftskirche zu Wittenberg weihte, ein hervorragender Vertreter des alten Glaubens, der sich durch seinen streitvollen Briefwechsel mit Luther (1518—1519) Ansehen errang. Er kam als Professor in Leipzig wegen der h. Anna mit Johann Silvius Egranus, also einem Sohn der durchketzerten Stadt Eger in Streit, welcher seit 1517 als Prediger in Zwickau angestellt war. Dieser, freier gesinnt, wollte die Lehre von den drei Gatten der Heiligen und den drei Marien nicht annehmen. Egranus wurde wieder von Thomas Münzer, dem berühmten Schwärmer, verdrängt und verkam später in Joachimsthal im Trunk. Münzer stellte dem noch auf humanistischem Standpunkte stehenden Gegner, seit er 1520 in Zwickau einzog, seine Lehre von der Erkenntnis Gottes aus der Tiefe des eigenen Empfindens heraus entgegen. In ihm zeigte sich alsbald die gesellschaftliche Seite der Umwälzung, seine Bestrebungen waren auf die niederen Volksklassen gerichtet, er hoffte auf eine innere Wiedergeburt, auf eine Erneuerung der altchristlichen Gemeinden mit ihrer Gütergemeinschaft und ihrer selbsterwählten Obrigkeit. Unter den Tuchmacherknappen fand er bald Anhang: Nikolaus Storch wurde sein Genosse im Haß gegen die Bettelmönche und in schwärmerisch-thatenlustigem Sozialismus. Nur mit Gewalt war der Aufstand der Unterdrückten niederzuhalten, bis Münzer 1521 floh. In Schneeberg hatte der in Freiberg geborene Nikolaus Hausmann schon seit 1519 die katholischen Mißstände bekämpft, ohne zu Luther überzutreten, bis er 1521 nach Zwickau ging, um Münzers Anhang mit mildem Sinne in ruhigere Bahnen zu lenken. So lösten sich in schneller Folge die Parteien jener Stadt ab, welche den Mittelpunkt des erzgebirgischen Bergbaues bildete.

Schlimmer noch stands in Annaberg selbst. Von dem zweiten Pfarrer der Kirche, Johannes Pfennig, ging bereits 1500 das Gerücht, er wolle nach Prag gehen um Bischof bei den Hussiten zu werden. Wirklich floh er 1501, weil er den „Ablaß und andere Irrtümer des Papstes“ verwarf. Aber er wurde gefangen und starb auf der Veste der Meißner Bischöfe, auf dem Stolpen. Das war 16 Jahre, ehe Luther seine Thesen wider den Ablaß an die Thür der Wittenberger Schloßkirche schlug, 6 Jahre ehe Tetzel

ins Land kam. Sein Nachfolger Wolf Messerschmidt widerstand nicht der Lockung selbst Bergbau zu treiben, und sammelte großen Reichtum. Das hinderte ihn aber nicht, in seinem Hause das Freibier öffentlich zu verzapfen, welches einen Teil seiner Besoldung bildete. Er tanzte auf offener Straße, zechte und prügelte sich, lebte in Unzucht, der Gemeinde zum Aergernis, kümmerte sich wenig um Messen und Gottesdienst. Alle Klagen gegen ihn halfen nichts, bis er 1519 seines Weges nach Wittenberg zog. Er mochte hoffen von der neuen Lehre Vorteil zu ziehen. Der Kaplan Moritz, der sich nachsagen lassen mußte, oft im Trunk viel Schläge erhalten zu haben, wurde 1519 im Streit erstochen. Es kamen 1518 Unterhändler nach Annaberg, welche vier Tage lang wegen des Streites der Geistlichen unter sich verhandelten, „weiß aber niemand wie die Sache vertragen worden, denn sie trunken, daß man sie mußte nach Hause auf den Mist tragen.“ Der Spitalpfarrer, Valten Barthel, wurde auf unsittlicher That ertappt. Sein Vorgänger, Johann Pachmann, hatte vor Herzog Georg wegen Ketzerei flüchten müssen. Aus gleichem Grunde wurden Johann Lindmann, Lorenz Lautenbeck und andere Franziskanermönche verhaftet. Es ist beachtenswert, daß der Rat von Annaberg hernach den Beginn des Bauernkrieges auf das Gebahren der Geistlichkeit schob, die in den Bierhäusern mit leichtfertigen Leuten disputiere und vom Predigtstuhl schelte. Johann Zeidler, der sechste Pfarrer von Annaberg in wenig Jahren, war jener, von dem Kurfürst Johann Friedrich zu Sachsen 1530 sagte, nachdem er ihn in der neuen Kirche hatte predigen hören: „Der Vogelbauer ist schön, aber der Vogel singt nichts gutes.“ Als Freund Tetzels war er die Veranlassung, daß dieser zwei Jahre sich in Annaberg aufhielt, ein „unverschämter Mann und grober Katholike“, wie ein Chronist sagt. Später verdrängte ihn die Reformation.

Man würde unrecht thun, wollte man die Parteistellung für das Entscheidende halten, ob die Geistlichen sich eines ihres Amtes würdigen Wandels befleißigten. Auch die Reformation mußte die Männer übernehmen, welche sich ihr anschlosse,n und mit ihnen ihre Unsitten. Aber es ist doch erfreulich zu sehen, daß ein anderes Geschlecht aus dem Pfuhle empor=

wuchs, ein sittlich gereinigtes, besseres, wenn auch keineswegs ein absolut gutes!

Wir wissen wenig von den Lehrern der Annaberger Schulen. Magister Simon Aws war einer, er wurde der erste Verkünder des Evangeliums in der böhmischen Bergstadt Joachimsthal. Aber die Schüler sprechen dafür, daß die Lehre eine gute war. Aus Franken herauf kam 1503 Friedrich Mykonius als 13jähriger, die Schule zu besuchen, den sein Vater schon mit ketzerisch-evangelischer Lehre erfüllt hatte, ehe ihn die Erkenntnis des sittlichen Verfalles der Welt gleich Luthern in das Annaberger Franziskanerkloster führte. Adam Riese, der berühmte Annaberger Mathematiker, dessen Namen das Sprichwort in aller Munde erhielt, mag neben ihm gesessen haben, Johann Pfeffinger, eine der ehrwürdigsten Erscheinungen der Reformation, kam von Wasserburg am Inn, um die Schule zu Annaberg zu genießen. Johann Rivius gehörte ihr an. In etwas späterer Zeit stand Leonhard Badehorn als Rektor der Anstalt vor, der später am Hofe des Kurfürsten Moritz als Theologe und Politiker zu Einfluß kam.

So sehen wir die junge Stadt auch in geistiger Beziehung schnell zu einem wichtigen Punkte sich erheben. Auch hier setzte sich, wie Jahrhunderte früher in Freiberg, das Silber bald in ein lebhaftes bürgerliches Leben um. Wir haben wenig Anhalt dafür, woher die großen Volksmengen kamen, welche plötzlich in Annaberg sich begegneten. Viele mögen aus den umliegenden Ortschaften zugeströmt sein, andere aus weiterer Ferne. Böhmen und seine Bergwerke lieferten eine große Anzahl. Aus Nürnberg kamen Männer, welche zum Teil mit Geldmitteln ausgestattet waren. Jene Zeit sah das deutsche Volk überhaupt in merkwürdiger Bewegung. Mit Staunen liest man in den Lebensbeschreibungen z. B. der Geistlichen und Schulmänner, wie sehr auch Gebildete geneigt waren, den Stab weiter zu setzen, wie unstät sie hin und her wanderten. Die Baurechnungen allein geben einigen Anhalt für das Leben auf den Werkplätzen. Aber auch sie sind selten. Wir müssen die Beispiele auch benachbarter Städte heranziehen. So ergeben die Lohnlisten der Kreuzkirche in Dresden von 1493/94[66]), daß bei einem durchschnitlichen Stand von 8—10 Steinmetzen am Bau in einem Jahre nicht weniger als 41 Gesellen angestellt

wurden. Manche arbeiteten ein paar Tage, andere ein paar Wochen. Am Ende des Rechnungsjahres waren trotz des augenblicklich starken Betriebes mit 16 Gesellen außer dem Polierer Gregor Schulmeister nur noch drei Gesellen auf dem Bau, welche ein Jahr lang ausgehalten hatten, abgesehen von den fünf, welche im Stücklohn arbeiteten. Die Mehrzahl der Gesellen stammten aus den sächsischen Nachbarstädten, doch kamen auch solche aus Landshut, Hof, Gratz, Meiningen, ein Bayer, zwei Schlesier, je einer aus Liegnitz, aus Bautzen, aus Bischofswerda vor. Bei vielen fehlt die Angabe ihrer Herkunft, wohl weil sie aus der Nähe kamen.

Im Rechnungsjahr 1518/19 der Annenkirche zu Annaberg arbeiteten bei einem Betriebe mit etwa 10—29 Steinmetzen 52 verschiedene Gesellen am Bau, von welchen acht bei ihren Familiennamen genannt werden, zehn aus dem jetzigen Königreich Sachsen stammen, während der Rest weither zugewandert war. Aus Franken, Würzburg, Schweinfurt, Hof stammten 7; aus Schwaben und Baden: Maulbronn, Durlach, Augsburg 8; aus Hessen und vom Rhein: Wezlar, Büdingen 3; aus Oesterreich: Steyer, Lienz, Botzen, Kärnten, 5; aus Thüringen 3 Gesellen. Einer kam sogar von Zug.

Es ist begreiflich, daß eine so leicht bewegliche Gesellschaft wie diese wandernden Steinmetzen den Meistern viele Sorge bereitete. Zwar erhielt sich ein Stamm tüchtiger Arbeiter, aber die Mehrzahl derselben lockte der Bau nicht zum Verweilen. Wenngleich in den anderen Gewerben, welche in jeder Stadt seßhafte Zünfte besaßen, bessere Verhältnisse obgewaltet haben mochten, so zeigt das eine Beispiel doch, wie wenig jene Schilderungen der „guten alten Zeiten", als einer Zeit der Dauer im Wandel, auf den Vorabend der Reformation paßt.

Aber nicht nur ehrsame Handwerker zogen die Straßen des Erzgebirges, fanden den Weg durch seine Wälder und Thäler: Wilde Gesellen kamen aus allen Landen herbei. Schon in Schneeberg hatten sie allen Gesetzen Hohn gesprochen. Das Augenmerk aller jener, die im Leben Schiffbruch erlitten hatten, war auf die verlockenden Schätze des Erzgebirges gerichtet, auf die neue Glücksstadt Annaberg. Schon in den ersten Jahren der Stadt wurde sie „mit Gewalt volkreich", entstand ein großer

Aufruhr zwischen dem Volk unter den Bergleuten, so daß der Amtleute nicht genug waren, um die Streitigkeiten zu schlichten. Bald, 1503, brauchte man wegen der Menge des Volkes „einen anderen Schrecken" als die gewöhnlichen Gerichte; 1510 baute man den Rabenstein; 1511 entstand ein Aufruhr der Fleischer, dann der Bäcker, welche einen Konkurrenten vertrieben, der Kümmelbrod gebacken hatte. Ein großer Aufruhr richtete sich gegen die „von der Schauben", also die Reichen, so daß man Tag und Nacht im Harnisch reiten mußte. Vom Jahr 1518/19 sind uns die Verzeichnisse jener Strafen erhalten, welche der Rat verhängen durfte. Da finden sich 18 Fälle des „Haderns" d. h. lärmenden Streitens, 40 Fälle von Raufen, 11 Fälle, daß das Messer oder die Wehr gezogen wurde, viermal mußte wegen Widersetzlichkeit, dreimal wegen Einbruch in die Häuser, dreimal wegen Unfrieden im Frauenhause gestraft werden. Zwei Morde wurden durch Sühne vom Rat selbst gestraft, wegen drei Morden wendete man sich an das Leipziger Schöffengericht. Ein Mordfall, welcher die Stadt in Aufregung versetzte, geschah im Jahr 1514, als ein heruntergekommener vom Adel, Wilwald Dyrmann, mit einem Spießgesellen den reichen aus Nürnberg eingewanderten Kaufmann Johann Mengemeyer niederstieß. Des Mörders Vetter, ein gleichfalls unstät herumschweifender Adliger, Philipp Weysenburg, hatte ihn gedungen, um an Mengemeyer Verrat und Fälschung zu rächen. Die Mörder starben am Rade. Vier Jahre darauf erstach Hans Hünerskopf, ein stattlicher Bürger, den Kaplan Moritz.

Der Kampf um's Dasein wurde mit roher Gewaltthätigkeit betrieben. Auch die Großen bedienten sich rücksichtslos ihrer Macht. Zwar bestanden gegen Ausbeutung der Kräfte des Bergmanns durch die Grubenbesitzer bereits Gesetze: die Schicht war auf 8 Stunden festgesetzt, für Bergpolizei wurde gesorgt. Die Stadt hatte selbst seit 1497 Stadt- und Bergrecht, die Einwohner wählten unter sich selbst Richter und Geschworene, die über „Schulden und Gulden, Scheltworte, geschlagene oder geworfene Male, die nicht aufgelauffen oder wundt sind, zu richten" hatten. Der Bergmeister, dessen Aufgabe es auch sonst war für Lebensmittel zu sorgen, den Bergbau und seine Arbeiter zu überwachen, hielt mit zwei Landvoigten das Berggericht.

So stellt sich das Leben einer erzgebirgischen Stadt jener Zeit dar. Aus der Gewissensangst, aus dem Erschrecken vor der eigenen Verrohung ging das Bedürfnis hervor, sich in kirchlichen Werken zu bethätigen. Diese Stadt brauchte daher zur Befriedung ihres Bußbedürfnisses Bauleute, ihr Heiligtum zu schmücken. Auch diese waren in dem jungen Anwesen nicht heimisch, sondern mußten von auswärts berufen werden.

4. Die Annaberger Steinmetzen.

Die alten Chroniken bezeichnen Conrad Schwad, wie bereits gesagt wahrscheinlich dieselbe Person wie Conrad Pflüger, als den Meister, der den Bau anlegte.

Als Polier des Meister Conrad erscheint Jobst im Jahre 1502. Jost von Schweinfurt heißt ein Meister, der die Straßburger Ordnung von 1459 im Jahre 1468 unterschrieb. Zwei Schweinfurter Meister wurden bald darauf die Bauleitenden in Annaberg, seit der erste Meister Peter von Pirna sich zurückzog: Jacob von Schweinfurt als Werkmeister und Peter von Schweinfurt als Polier. Meister Jacobs Zeichen kennen wir wir aus seinem Siegel; es ist folgendes:

Er nennt seinen Namen auf dem Siegel durch die Initiale I H. Nun wird ein Meister Jacob Hellwig als zu jener Zeit am Bau beschäftigt genannt, und zwar als derjenige, welcher die Emporen ausschmückte. Aber gerade dieser Emporenbau vollzog sich unter Meister Jacob von Schweinfurt. Es ist also wohl zweifellos, daß Hellwig dessen Familienname war. Er erscheint wieder bei dem in Rothenburg a. T. arbeitenden Meister Hans von Annaberg, welcher den Familiennamen Hallweg trägt.[67])

An der künstlerischen Ausstattung der Kirche arbeitete ein Bildhauer mit, Franz von Magdeburg. Der Goldschmied Hieronymus von Magdeburg, welcher im Rate der Stadt Sitz und Ansehen erlangte, war vielleicht dessen Verwandter. Jedenfalls war er es, der neben dem Bauverwalter des Rates, Dickmichel, und Meister Jacob 1518 vom Rat wegen des Kirchenbaues an den Herzog Georg gesendet wurde. Diese Beteiligung

eines Bildhauers am Bau brachte bald schwere Zerwürfnisse mit den süddeutschen Steinmetzhütten.

Meister Jacob war in der Straßburger Hütte, vielleicht noch von seinem Vater her, gebrudert.[68]) Aber er fand in Meißen alte Herkommen, welche mit jenen in Oberdeutschland nicht übereinstimmten. Seit mehr als hundert Jahren galt als Recht daß der Lehrling in 4 Jahren freigesprochen werde. Das bestätigt auch die Erfurter Ordnung von 1423. Es stand, wie aus verschiedenen Andeutungen hervorgeht, den Hütten frei, auch solche Künstler, welche nicht um Steinwerk dienten, zum Bau zuzuziehen. Es thaten dies ja auch die Schlesier vor dem Eingreifen Meister Conrads.

Die Hütte von Magdeburg nahm damals einen neuen Aufschwung. Namentlich die eigenartigen stumpfen Turmhelme wurden erbaut, der Dom damit endgiltig fertig gestellt. Bis dahin hatte Meißen dem Tieflande Künstler gegeben: Hans Reynhart in Weißenfels, Hans Kümelke und sein Sohn Matthes, die Erbauer der Nicolaikirche in Zerbst (1446—1486), wie Lorenz Pfennig, der Erbauer des Nordturmes an der Wiener Stephanskirche, stammten aus Dresden, Michel von Wolkenstein, der den Turm der Frauenkirche in Halle baute, war 1519/20 in Annaberg thätig. Meister Hans von Torgau hatte am Schloß zu Meißen unter Meister Arnold gearbeitet. Die Verbindung zwischen den Hütten war immer reger geworden. In Magdeburg war Meister Bastian Binder Hüttenmeister. Er begehrte, wie später die Annaberger sagten, in Straßburg das Handwerk und hoffte somit die Steinmetzen von Meißen, Sachsen und Thüringen unter sich zu bringen. Man sendete ihm die Kopie der Kaiserlichen Konfirmation vom Jahre 1498 und nun begann er „gewaltiglich" die Satzungen derselben zur Durchführung zu bringen. Sein Wirken scheint etwa 1516 begonnen zu haben. Denn das Siegel der Steinmetzen zu Magdeburg zeigt neben dem Zeichen Binders diese Jahreszahl. Er war es, der nun die Straßburger Regel zur Durchführung bringen wollte, daß jene Gesellen, welche nur 4 Jahre gelernt haben, 2 fl. Strafe zahlen sollten, ehe sie auf Hütten der Brüderschaft gefördert würden. Nun war er sich bewußt, daß das Brüderbuch „mit

Rat der Werkleute nach Gelegenheit und Notdurft eines jeden Landes verändert und verbessert“ werden dürfe. Aber der Kaiser und die päpstliche Legation habe die Hauptartikel konfirmiert und bestätigt, die ein jeglicher Steinmetz bei schwerer Strafe brauchen solle. Gestützt auf die Verordnung des Meisters Hans Hammer, obersten Conservators der Hüttenbrüderschaft am Straßburger Münster, hielt er sich für befugt, die Ordnung „zu beständigem Gebrauch zu fördern.“ Dieser Hans Hammer war einer der Meister der geometrischen Künste in der Spätgothik im Gegensatz zu der mehr plastischen Richtung, welche neben dieser herging. Geboren wie es scheint zu Meyger in Franken zeichnete er sich 1471 zu Wertheim in die Liste der Straßburger Hütte ein. Vorher war er in Basel gewesen, 1486 bis 1487 war er am Straßburger Münster, später in Zabern thätig, um dann wieder an den großen Rheinischen Dom zurückzukehren, den seine Kunst mit der prachtvollen, überreich geschmückten Kanzel beschenkte. Man rühmt ihm besondere Entschiedenheit in Vertretung der Hütte nach. Meister Binders und seine Thätigkeit scheint in den geistlichen Gebieten Unterstützung von den Behörden gefunden zu haben. Man hört nichts von Störungen aus jenen Landesteilen. Ja auf dem Tage zu Halle 1517 zeigen sich bei anderthalb hundert Meister mit einem Vorgehen einverstanden, welches bald die Frage der Macht Straßburgs zu einer prinzipiellen Entscheidung führen sollte. Halle besaß damals in Nicolaus Hofmann einen Hüttenmeister, der sich ganz der Schule der Meißener anschloß und namentlich im Gewölbebau Außerordentliches leistete, später einer der tüchtigsten Vorkämpfer der Renaissance wurde. Aber er scheint entschieden zur Magdeburger Hütte sich gehalten zu haben.

Jacob von Schweinfurt konnte der Unterstützung des Annaberger Rates sicher sein. Jene Zusammenkunft von Sachverständigen und das von ihnen seinem Werk gespendete Lob mußte seine Stellung befestigt haben. Auch sein Genosse, Meister Franz, fand volle Anerkennung.

Wir wissen aus der einzig erhaltenen Stadtrechnung von 1519—1520 ziemlich genau, was dieser am Bau ausführte: nämlich die Bildhauerarbeiten, jene Reliefs an der von Jakob erbauten

Empore, jene Köpfe, welche die abgebrochenen Gewölbrippen der Sakristei zieren. Es arbeitete hier also ein Bildhauer in Steinwerk. Er that das mit Wissen und Willen der Hütte: 24 Steinmetzen hatten beschlossen, daß Meister Franz zu erlauben sei, daß er Steinmetzen in seine Dienste nehme, „fördere". Die Hütte selbst hatte es ihm gestattet, nicht blos ein einzelner Meister. Es lag hier also die Veranlassung zu einem Hüttenstreit vor, wie er auch sonst öfter stattgefunden hatte, wie ihn in der Lausitz Meister Conrad Pfluger allem Anscheine nach grundsätzlich durchzufechten bestrebt war.[69])

Aber es kam noch hinzu, daß Meister Binder die Straßburger Bestimmung, jeder Geselle, der nur vier Jahre gelernt habe, solle 2 fl. Strafe zahlen, ehe er an Brüderhütten gefördert werde, nun erst thatkräftig zur Geltung brachte. Diesem Gesetz dachte man sich in Meißen nicht zu fügen, man bestritt Binders und der Straßburger Recht in Meißen zu strafen, man berief sich auf das alte Herkommen des Landes.

Zunächst suchten die Straßburger den Meister von Annaberg, Jakob von Schweinfurt, dadurch einzunehmen, daß sie ihm wie dem Magdeburger Werkmeister, ein Bruderbuch anboten mit „Obrigkeit in Meißen", damit die „gezänkischen Parteien" nicht außer Landes gefordert würden. Aber Jakob erinnerte daran, daß in Dresden schon eine Brüderschaft für Meißen angefangen habe, der er willig seinen Büchsenpfennig geben wolle.

Der Streit gegen die Magdeburger einte die Gegner. Am Annentage 1518, also am 26. Juli, traten sie zu einem Tage in Annaberg zusammen. Es waren die Meister aus Meißen, Böhmen, der Lausitz und aus Schlesien vertreten. An ihrer Spitze stand Benedikt Rued, der Werkmeister des Veitsdomes zu Prag, dem man unangezweifelt den Vorrang ließ: Es zeigt sich, daß die Meister jener Lande in Prag dauernd, noch aus der Zeit Kaiser Karls IV. her, ihren Vorort erblickten. Den offenen Brief, welchen der Steinmetztag erließ, untersiegelte das ehrbare Handwerk der „Steinmetzen auf Sant Annaberck" mit einem 1518 datierten Siegel, sowie Benedikt mit seinem „verdienten, erblichen Sekret". Dies enthält ein Wappen mit nach links schreitendem Löwen, der einen Zirkel hält, geschlossenen Helm mit quadrierten

Flügeln, darauf wieder einen Zirkel und zwei Spruchbänder, mit leider unleserlicher Inschrift. Also führte Benedikt, als vornehmer Herr und über der Zunft stehender Meister, selbst auf einem Steinmetztage nicht ein Zeichen.

Die Annaberger erklärten sich entschieden gegen die Anmaßung von Magdeburg und drohten mit Gegenmaßregeln. Die wichtigste derselben war, daß sie nun Dresden zur Haupthütte und Hans Schicketanz, den Meister der Kreuzkirche daselbst, zum Hüttenmeister ernannten. Ja, sie erbaten sich am 2. November 1518 vom Herzog Georg die Gunst, er möge den Kaiser bestimmen, ihnen eine Befreiung auf ihre Ordnung zu senden, damit sie sich in Meißen nach ihrem alten Bruderbuch verhalten könnten, welches vier Meister handhaben sollten, und damit sie ein eigenes „Sekret," einen Zirkel in schwarzem Schild erhielten.

Dickmichel, Hieronymus von Magdeburg und Meister Jakob verzehrten 2 Schock 37 Gr. auf der Reise nach Dresden, welche der Rat zahlte. Man suchte die Sache zu betreiben, solange Meister Erasmus beim Kaiser sei, d. h. solange jener Künstler, der das Gewölbe der Annenkirche entworfen hatte, sich bei dem greisen Maximilian befinde. Dieser aber war damals seinem Ende nahe: Er starb zu Wels am 12. Januar 1519. Schwerlich hat ihn die Bitte der Annaberger noch erreicht.

Sehr bezeichnend ist die Art, mit welcher Herzog Georg die Angelegenheit auffaßte. Er fragte zunächst bei den Magdeburgern nach den päpstlichen Bullen, auf welche sie sich beriefen. Diese waren aber nicht zur Hand, es mußte die Urschrift in Straßburg eingesehen werden. Aber sichtlich machten dieselben wenig Eindruck auf den sonst so eifrig für Stärkung der katholischen Sache bedachten Fürsten. Er schrieb am 23. Februar 1519 an das Kapitel zu Magdeburg, es solle Meister Binder verbieten, in den herzoglichen Landen Ordnungen machen zu wollen. Schon vorher hatte er dasselbe dem Rat der Stadt Magdeburg geschrieben, der sich am 14. Januar 1519 damit entschuldigt hatte, Binder sei Dommeister und unterstehe ihm also nicht. Am 15. September 1519 war Herzog Georg selbst in Annaberg, bald darauf, vor dem 17. November, war der eifrigste Förderer des Hüttenwesens, der Straßburger Meister Hans Hammer gestorben.

Sein Nachfolger, Bernhard Nonnenmacher von Heidelberg, zog alsbald mildere Saiten auf. Man kam dahin überein, daß zwei Annaberger Gesellen nach Straßburg reisen sollten, um die Bruderbücher einzusehen. Man wählte zwei Arbeiter, welche schon 1518 am Bau beschäftigt waren, Barthel von Durlach und Thomas von Linz, also zwei Leute, welche ursprünglich der Straßburger oder Wiener Hüttengemeinschaft angehört haben dürften. Der Erfolg ihrer Sendung war, daß Meister Bernhard auf den Sonntag Judica 1521 einen neuen Tag zu Halle ansetzte, dessen Zweck ein Vergleich zwischen Jakob und Binder sein sollte. Jedenfalls endete dieser nicht mit dem Nachgeben der Meißener in den wichtigsten, grundsätzlichen Fragen, solange Herzog Georg mit Eifersucht über das Fernhalten fremder Rechte aus seinem Lande wachte. Die großen Wirren brachten überhaupt bald eine allgemeine Stockung ins Bauwesen.

5. Der Erzgebirgische Kirchenbau.

Die Meister, welche sich gemeinsam gegen die Angriffe der oberdeutschen Hütten verteidigten, führte auch eine gemeinsame Kunstanschauung zusammen.

Dafür sprechen die Grundrisse der erzgebirgischen Kirchen. Die zu Annaberg (Abb. 10) besteht aus drei Schiffen, von welchen das mittlere nur wenig breiter ist als die äußeren. Gegen Osten sind drei aus dem Achteck gebildete Chorbauten angeordnet. Der Bau bildet im übrigen ein Rechteck, welches etwa doppelt so lang als breit ist.

Die Kirche zu Pirna entspricht Annaberg fast völlig. Abgesehen davon, daß der nördliche Chor verkümmert ist, weil dort Nachbarbauten die Ausgestaltung der Kirche erschwerten, sowie daß die Gesamtanlage etwas kürzer ist, decken sich die Systeme auch hinsichtlich der je sieben Gewölbjoche und hinsichtlich des Anschlusses der rechtwinklichen Sakristei an das zweite Joch — vom Chor gezählt. Auch die Anlage je eines massigen Turmes an der Südwestecke ist beiden Bauten gemeinsam. In dieser Planbildung sehen wir die ältere Schule jener Gegenden. Denn die Pirnaer Kirche entstand seit 1504, ihr Meister dürfte jener

Peter von Pirna gewesen sein, von dem wir wissen, daß er vor Jakob von Schweinfurt in Annaberg baute und daß er 1512 Werkmeister in Pirna war, vielleicht jener Meister Peter, der 1480 aus Füßen in Bayern nach Dresden kam, um den „Oelberg" an der Frauenkirche zu fertigen. Diese Grundrißform war keine neue. Ihre Wahl in Annaberg war vielleicht sogar bei Conrad Pfluger, der s. Z. der Gefährte des Blasius Börer beim Bau des heiligen Grabes in Görlitz gewesen war, durch Jerusalem beeinflußt. Denn Börer hatte dort sicher auch die Abtei St. Annae besucht, welche im 12. Jahrhundert von den Kreuzfahrern über der Gruft der Großmutter Christi errichtet worden war.[70]) Auch sie zeigt jene Form, und war eine jener Heilstätten, welche damals kein Wallfahrer unberührt ließ. Auch die Petrikirche zu Görlitz, an der Pfluger Anteil hat, aber auch manche ältere Bauten, zeigten denselben Chorabschluß. Schwerlich ist aber die Annenkirche in Jerusalem allein maßgebend gewesen. Das Vorbild der Teynkirche zu Prag und anderer verwandter Bauten wirkte jedenfalls mit. Der dortige Chor findet sich z. B. schon 1388 an der Moritzkirche zu Halle wiederholt.

Aber zwischen allen diesen Bauten und Annaberg besteht ein sehr entscheidender Unterschied. Dort sind die Umfassungsmauern zwischen die inneren Endungen der Strebepfeiler gestellt, so daß diese nach außen die Wandfläche gliedern, hier ist die Außenwand völlig glatt gebildet, sind die Streben ganz nach innen gezogen.

War das von jeher die Absicht des entwerfenden Baumeisters? Wir erfuhren, daß 1499 der Bau der Steinkirche begann und zwar 1507 die ersten „Pfeiler", also doch wohl freistehende Pfeiler, angelegt und die Umfassungsmauern aus dem Grunde gehoben wurden, die dann 1512 fertig waren. Da nun von 1499—1507 der Bau „im vollen Schwange" war, so kann in dieser Zeit nicht gut etwas anderes gebaut sein als die Strebepfeiler, welche jedoch noch nicht auf Aufnahme von Emporen berechnet waren, denn wir erfahren, daß deren Widerlager erst nachträglich eingebrochen werden mußten. Es hat demnach den Anschein, als sei ursprünglich die Lage der Umfassungsmauern anders geplant gewesen, als sie später, unter Meister

Jakob, ausgeführt wurde. Peter von Pirna und Conrad Pfluger blieben demnach im wesentlichen bei der Hallenkirche stehen. Die folgenden Meister gingen erst zur Emporenkirche über, den zweiten Schritt zu einer neuen, nicht mehr mittelalterlich gedachten Kirchenform wagend.

Meister Hans von Torgau und Meister Benedix Rued liefern die Beweise hierfür. Ersterer in der seit 1516 begonnenen Wolfsgangskirche zu Schneeberg, letzterer an den von ihm beeinflußten nordböhmischen Bauten. Eine der ersten unter diesen ist die Kirche zu Laun, deren drei Schiffe zwar je einen Chorabschluß für sich haben, die Seitenschiffe einen solchen aus zwei Seiten des Vierecks; aber diese Chorbildung ist bei der Weite der Schiffe, bei dem saalartigen Grundwesen des Baues so unselbständig, daß der Barockmeister, welcher den gewaltigen Altar errichtete, es für angemessen hielt alle drei Chöre für einen zu nehmen und sein mächtiges Werk über die ganze Breite der Kirche auszudehnen. Das entspricht auch der Emporenanlage an der Westseite, welche die drei Schiffe wieder zusammenfassend den saalartigen Eindruck noch im hohen Grade verstärken hilft. Eine andere Form der Saalkirche trotz ihrer drei Schiffe, bildet die Dechanteikirche zu Brüx (1517), wieder ein Werk des Benedix Rued. Die Grundform ist zwar nicht neu. Es ist hier das Mittelschiff durch Engerstellung der beiden Ostpfeiler chorartig abgeschlossen und die Umfassungsmauer aus fünf Seiten des Zwölfecks gebildet, eine Anordnung wie sie seit dem 14. Jahrhundert öfter vorkommt. Es bildet sich so ein hallenartiger Umgang um den Chor. In Brüx sind aber die Strebepfeiler vollständig in das Kircheninnere hineingezogen, so daß die Umfassungsmauern außen glatt emporsteigen. Der Emporenumgang über den eingebauten Kapellen erstreckt sich nun auch über den Chor, so daß die ganze Kirche gleichmäßig von ihm umschlossen ist. Die reiche, bildnerische Ausschmückung der Emporenbrüstungen, die feine Gliederung der Pfeiler, die die Decke zu einem Ganzen zusammenfassende Bildung der sich durchdringenden Kurvenrippen, die Stellung der Kanzel — Alles dies giebt der Kirche im hohen Grade den Eindruck des Saalartigen, des Gemeindebaues, der Predigtkirche, soweit dies bei gothischen Formen überhaupt erreichbar ist.

Ganz ähnlich iſt die Schneeberger Kirche geſtaltet (Abb. 11 u. 12). Auch ſie hat einen Chor, der aus fünf Seiten etwa des Zwanzigecks gebildet iſt, alſo flacher als der von Brüx. Schon hielt man nicht

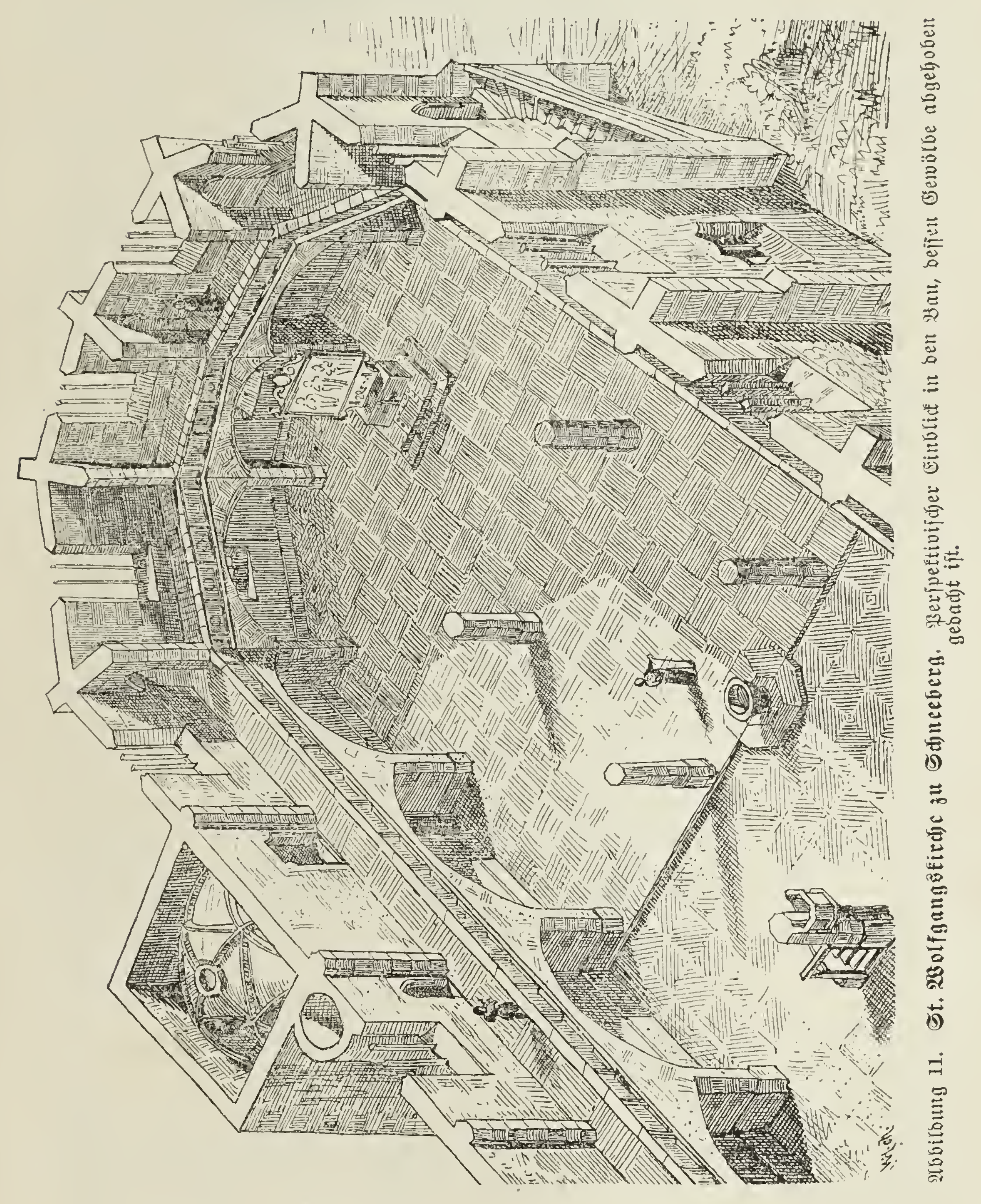


Abbildung 11. **St. Wolfgangskirche zu Schneeberg.** Perſpektiviſcher Einblick in den Bau, deſſen Gewölbe abgehoben gedacht iſt.

mehr für nötig dem Mittelſchiff einen chorartigen Abſchluß zu geben. Der Altar ſteht frei vor der ringsum laufenden, den Eindruck des Raumes künſtleriſch beherrſchenden Empore. Dieſe Form war

entlehnt von der Marienkirche zu Zwickau, welche 1465 bis 1475 erbaut wurde.

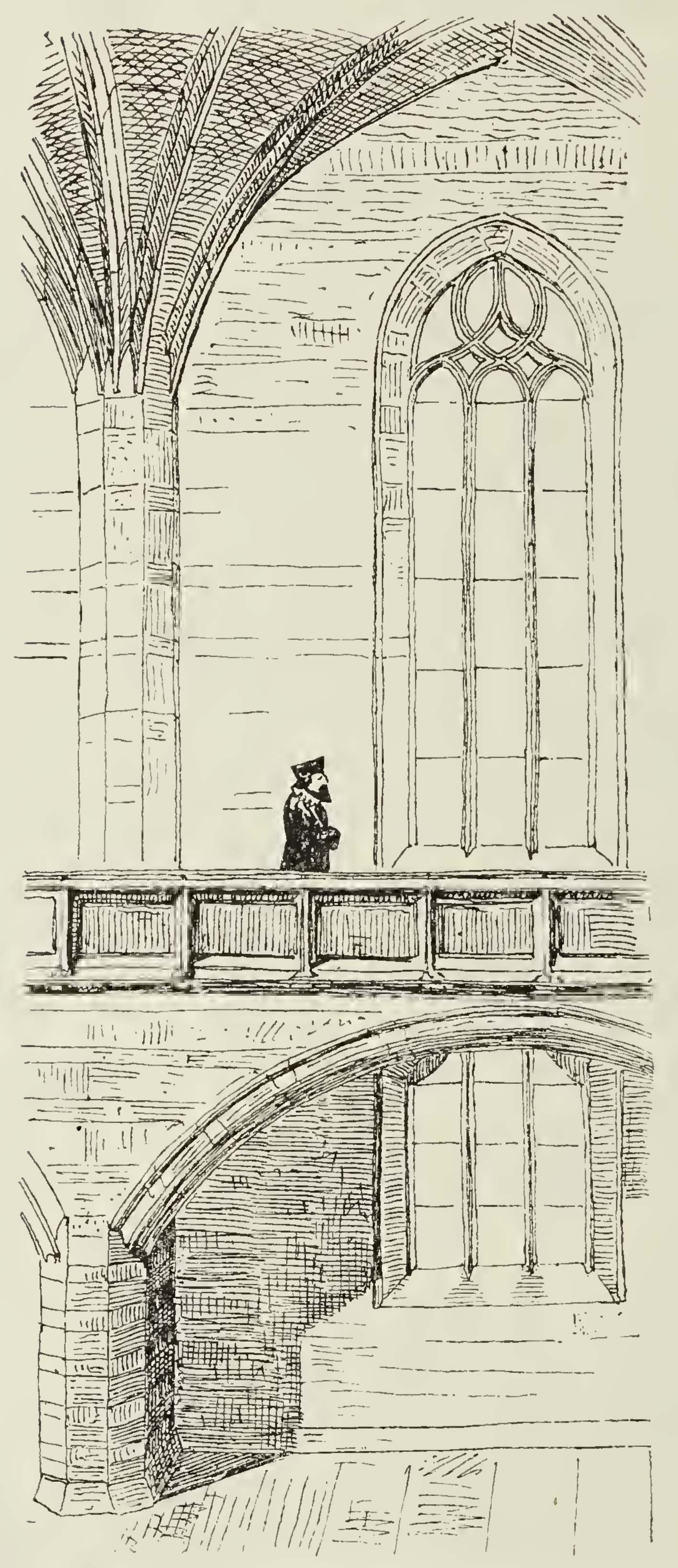


Abbildung 12. **St. Wolfsgangskirche zu Schneeberg.**
System der Längswände.

In Schneeberg legte Meister Hans von Torgau, um Platz auf der Empore zu schaffen, die Strebepfeiler breiter an, als er sie für das mit Kühnheit und Geschick auf schwache Stützen

gestellte Gewölbe brauchte. Ein Blick in die Kirche belehrt, daß man es hier mit einem Predigtraum zu thun habe und daß die Pfeiler nicht mehr den Zweck haben den Raum in Schiffe zu teilen, sondern daß sie eben einfach nicht zu vermeiden waren, um die Decke zu stützen.

In der Kirche zu Oederan (Abb. 13) aber, wie in jener zu Penig und Geithain, sämtlich kleineren Orten des Erzgebirges, ließ man auch die Stützen fort und schuf lediglich den von Emporen umgebenen Saal, an den der Chor als etwas Selbständiges sich anlegt. Das rechtwinklige Langhaus der Frauenkirche in Halle, welches ein Erzgebirgischer Meister, Hans von Wolkenstein, 1507 bis 1513 baute, hat eigentlich gar keinen Chor.[71])

Am entschiedensten und merkwürdigsten zeigt sich die neue Richtung an der Kirche zu Joachimsthal, welche erst nach dem Beginn der lutherischen Reformation angelegt wurde. Die böhmische Bergstadt ist in vielen Beziehungen eine Tochter Annabergs. Als hier der Bergsegen sank, kam er dort auf. Dort wurde denn auch vollendet, was hier die Geister beschäftigte. Die Joachimsthaler Kirche ist ein rechtwinklicher Saal, der nach älteren Plänen zwar einst Holzstützen hatte, dessen Decke aber sich wohl früher frei trug. Die Emporen mögen frei in den Raum eingebaut gewesen sein. An Stelle des Chores findet sich eine flache Nische, hinter der die Emporentreppe liegt. Diese ist zu einem Thurme ausgebildet. Die ganze Anlage ist sehr nüchtern, ein Versuch — aber sie ist durchaus protestantisch, durchaus zweckmäßig, durchaus im bewußten Gegensatz zu der Altarkirche des alten Glaubens errichtet; so daß hier dem Katholizismus ernste Schwierigkeiten erwuchsen, als er den Bau für seinen Gottesdienst einrichten ließ.

War also das Aufgeben der malerisch reizvollen Grundrißformen der Gothik zu Gunsten einer möglichst klaren, einheitlichen Raumgestaltung ein Werk des Bestrebens, Predigt- und Gemeindekirchen zu schaffen, so zeigt sich dies auch in der Pfeilerbildung. Die Pfeiler wurden nun fast zum notwendigen Uebel, notwendig, da man weite Räume nicht zu überwölben vermochte, ein Uebel, weil sie in den Räumen den Verkehr nur hemmten. Man bildete sie deshalb so einfach als möglich, gab

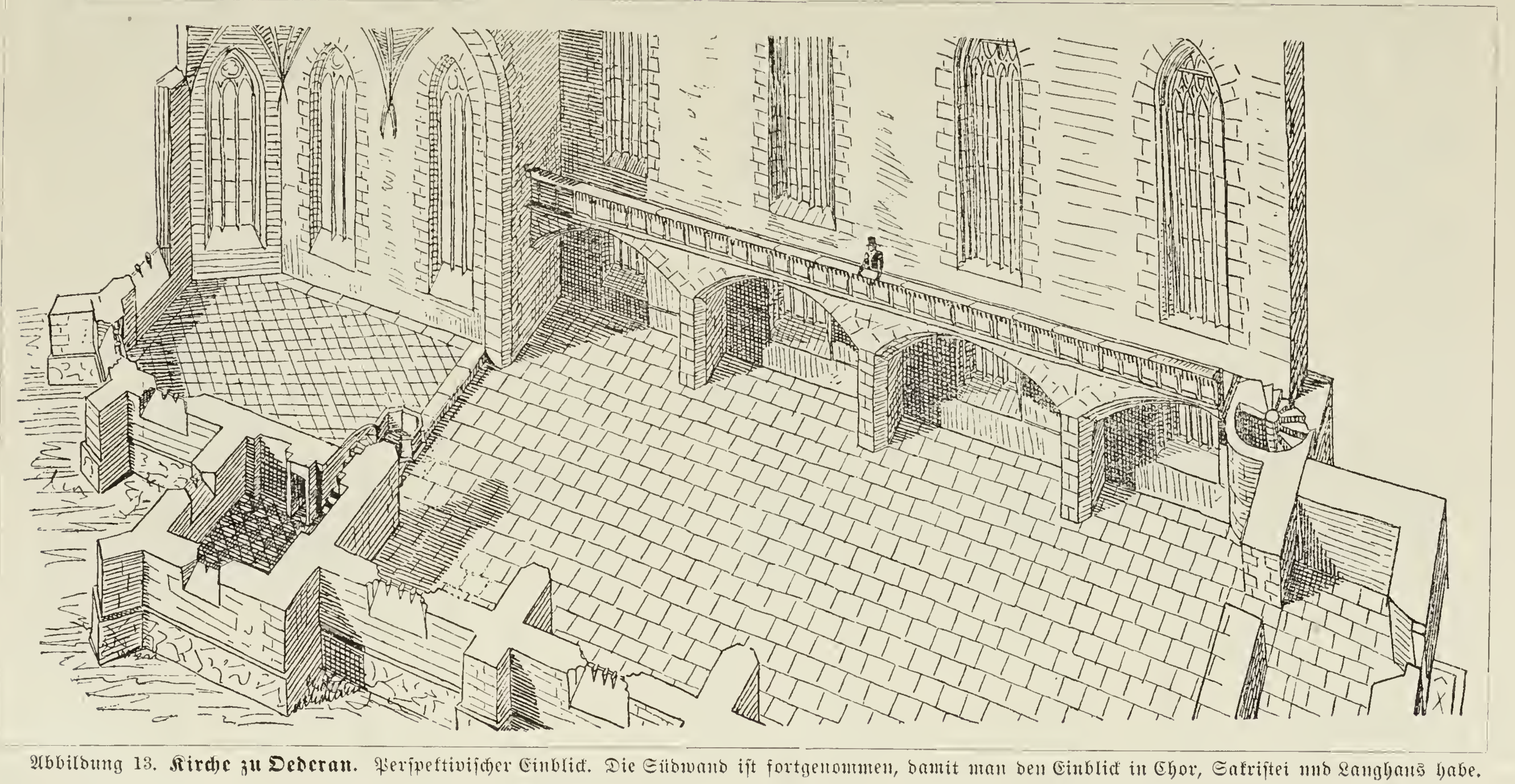


Abbildung 13. **Kirche zu Oederan.** Perspektivischer Einblick. Die Südwand ist fortgenommen, damit man den Einblick in Chor, Sakristei und Langhaus habe.

ihnen einen Querschnitt, dessen flache, steglose Kannelüren an die dorische Säule mahnen und suchte einen Stolz darin, die Zahl der Stützen unter den Gewölben thunlichst zu beschränken. Dabei war man bestrebt, den einzelnen Schiffen den processionsartigen Charakter zu nehmen, indem man die Gewölbe der drei Schiffe zu einem Ganzen gestaltete, nicht aber, wie früher, die Verbindungsbogen in der Achsenlinie der Pfeiler kräftig hervorhob. Schon an der Görlitzer Kirche sind die Verbindungsbogen nur wie Gewölberippen profilirt, ist ihre Hauptlinie durch Sterne durchbrochen. In Schneeberg ist das sehr nüchterne System der Gewölblinien in allen drei Schiffen dasselbe, in Laun tritt eine Eigentümlichkeit der Spätzeit der Gothik auf, daß die Rippennetze aus Kurven gebildet sind, eine Erscheinung die sich in Brüx, am Hauptchor in Pirna, am Chor der Stadtkirche zu Lommatsch (1505) und an der Annaberger Kirche wiederholt. Diese Formen finden sich auch wieder am Wradislavsaale des Schlosses auf dem Hradschin und in dem erst durch Jacob von Schweinfurt errichteten Wappensaale der Albrechtsburg in Meißen (Abb. 2). Eine merkwürdige Kapelle, die Annenkapelle im Domkreuzgange zu Freiberg, ein reines Rechteck, dessen Kurvengewölbe nur auf zwei Pfeilern ruht, zeigt die nüchtern klaren Ziele als erreicht.

Von besonderer Wichtigkeit ist zu sehen, wie die Architekten sich den Emporen gegenüber verhielten. Im Dom zu Freiberg finden diese sich nur an den Schiffwänden (Abb. 6). In Zwickau ist, wie gesagt, dieselbe Anordnung. Dort wurde 1506 zunächst die nördliche Mauer „hinausgerückt“ d. h. an die Außenkante der bestehenden Strebepfeiler eine neue Außenwand mit kurzen Pfeilern angebaut. (Abb. 14). Im Jahr 1517 geschah dies auch an der Südmauer. Nun richtete man neben den Pfeilern des Mittelschiffes der alten Kirche die neuen, schwächeren Pfeiler auf, spannte die Gewölbe ein und konnte dann die alte Kirche aus dem Innern der neuen entfernen. Dieselbe Bauweise wurde ja auch in Annaberg angewendet, wo man um die alte Holzkirche den neuen Bau herum aufführte. Da der Zwickauer Chor jünger und viel kunstreicher war als das Langhaus, zog man ihn nicht mit in den Umbau hinein. Aber man durchbrach doch die Nordwand des Chores nach der dort anstoßenden Kapelle und bildete über dieser

eine neue Empore. Eine Doppel-Wendeltreppe, wie eine solche hinter dem Altar zu Brüx steht, erleichterte den Gang und

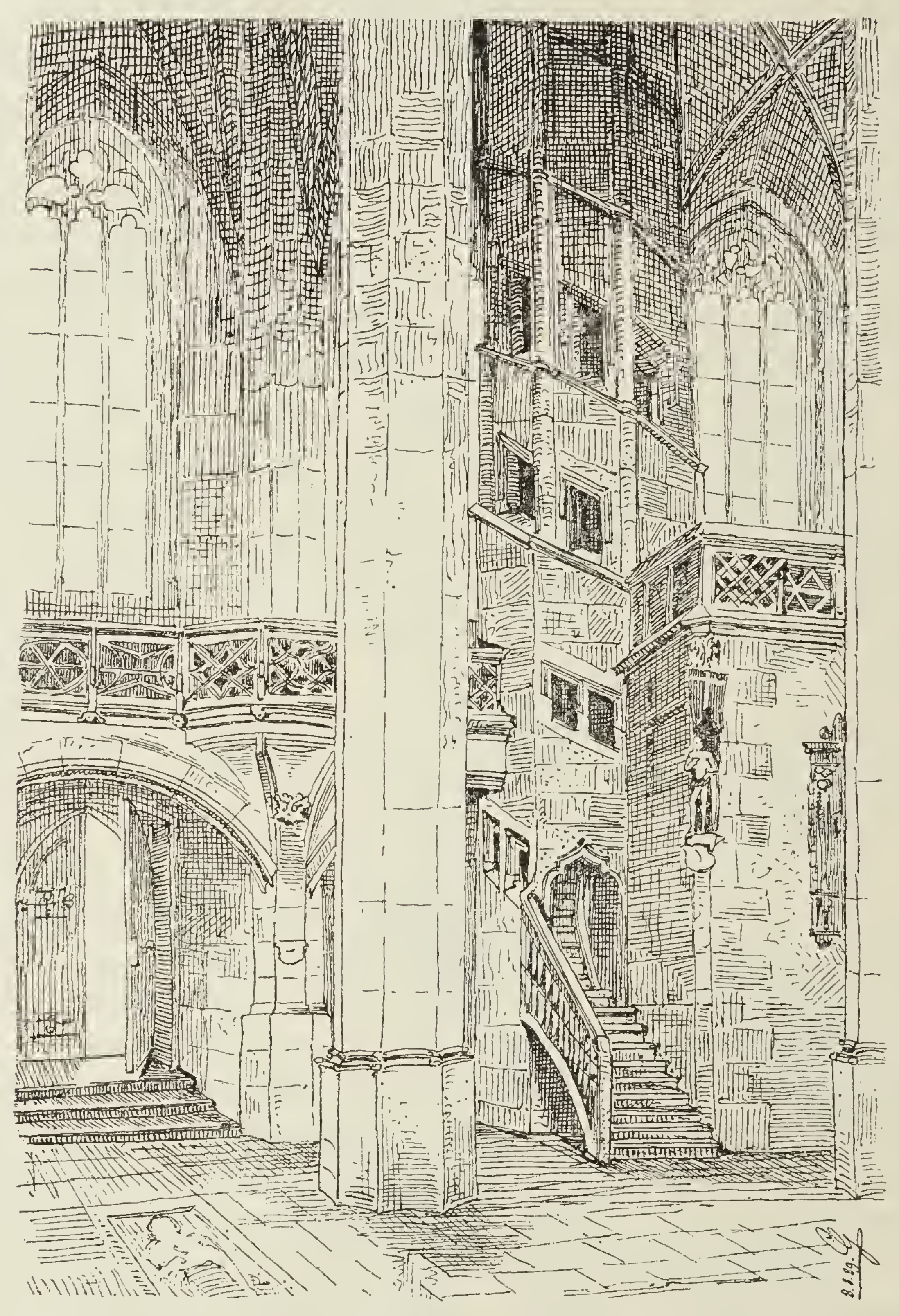


Abbildung 14. **Marienkirche zu Zwickau.** Empore und Pfeiler an der Nordseite des Chores. Man sieht links die Empore von 1506, rechts die über der Nordkapelle angelegte Empore, in der Mitte die Wendeltreppe.

Wandel zu beiden Emporen. Denn sie war so angelegt, daß zwei Spiralen um eine Spille gelegt waren, also die Aufsteigenden den Absteigenden nicht zu begegnen brauchten. Das

Umschließen des Chores mit Emporen war auch an der Stadtkirche zu Plauen i. V. unmöglich, da ein alter romanischer Bau zu Grunde liegt. Aehnlich lag die Sache in Chemnitz und in Jena.[72])

In Annaberg entwickelte sich der Emporenbau nur schrittweise, der älteste Teil ist die „Musika", die Orgelempore an der Westseite, welche 1511 entstand. Eine solche Anlage aus der Zeit des Umbaues von 1516 findet sich auch in der Stadtkirche zu Torgau. Bald folgten die Einbauten an der Nordseite, dann an der Südseite, langsam gegen den Chor vorschreitend. Die Kanzel aber stellte man 1511 an den vierten Pfeiler vom Chor recht mitten zwischen die Emporen. Erst unter Meister Jacob, entstanden die Emporen im letzten Joche vor dem Chor. In Brüx aber und namentlich in Schneeberg, Ruppertsgrün, Marienberg, Oelsnitz u. a. O. zieht sich die Empore rings um den Chor herum, es wird also auch hierdurch das Wesen eines solchen als das eines der Laienwelt unzugänglichen geheiligten Ortes vollkommen verneint. Da in Schneeberg dazu noch ein Pfeiler in der Achse des Mittelschiffes steht, und auf diese Weise der Platz für einen Altar inmitten der Gemeinde gefunden wurde, offenbart sich der ganze Bau im höchsten Grade als ein schlichter Predigtsaal von mächtigen Verhältnissen.

Noch entschiedener geschah dies bei der erst in protestantischer Zeit 1558—1564 erbauten Kirche zu Marienberg (Abb. 15). Dort liegt auch die Sakristei hinter der Empore, welche den ganzen Bau umzieht. Vier Treppen ermöglichen den Aufstieg. Der Chor als solcher ist thatsächlich aus dem Plane gestrichen. Der Altar und der Taufstein stehen an einem Ende der für die Gemeinde bestimmten möglichst freien Halle.

In eigenartiger Weise machen die Leipziger Kirchen sich frei von der früher üblichen Regel. So die Paulinerkirche, welche 1519 ein Langhaus in den neuen Formen mit großartig entwickeltem Netzgewölbe erhielt. Oberhalb eines an der Südfront sich hinziehenden Kreuzganges wurde eine Empore angelegt. Der früher durch einen Lettner abgetrennte Chor bildet einen Bauteil für sich, wie in Freiberg, der mit der Predigtkirche wenig Gemeinsames hat. Ganz ähnlich ist die Anlage der

Thomaskirche, deren Langhaus, seit 1496 umgebaut, als stattliche Predigthalle mit völlig entwickeltem Emporenbau erscheint. Der 1513—1525 erfolgte Umbau der Nikolaikirche hat nicht die Emporen, wohl aber durchaus die Saalform. Dagegen treffen wir diese in gleicher Weise wie an der Thomaskirche an der Frauenkirche in Halle. Dort baute Nickel Hofmann die Emporen

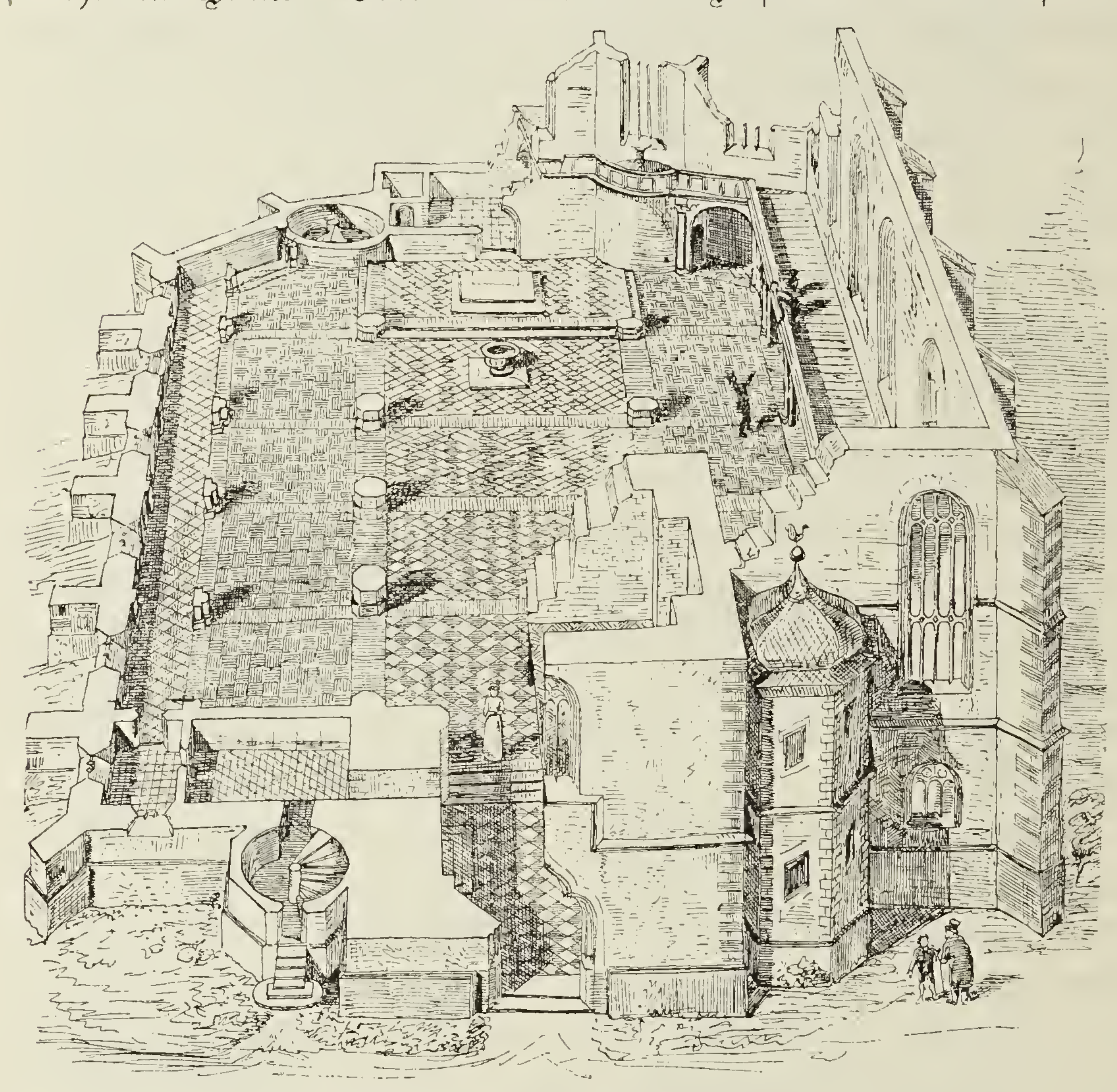


Abbildung 15. **Kirche zu Marienberg.**
Perspektivischer Einblick. Rechts ist das Dach abgehoben, links der Bau bis auf 1 Meter Höhe abgetragen dargestellt, so daß man rechts die Empore, links den Gang unter dieser sieht. Zwischen den beiden Wendeltreppen am Ende der letzteren die Sakristei mit hinter dem Altar in die Kirche mündenden Thore.

frei in die Seitenschiffe ein und zierte sie bereits in den Formen der neuen Kunst. Seinem Beispiele folgte Wolf Blechschmidt, der Vollender der Stadtkirche in Pirna, und zahlreiche andere Meister während des ganzen 16. Jahrhunderts. Es weisen diese wormen auf die kleinen Schloßkapellen zurück. Jene zu Dresden, Felche in dem von Kurfürst Moritz umgebauten, alten Schloß

sich befand, wohl ein Werk des Hans Reinhardt, kennen wir nur aus einem Modell: Es war ein rechtwinkliger Raum, den an zwei Seiten Emporen umgaben. Die Kapelle zu Sachsenfeld hat nur an der Westseite eine solche, die wie in den älteren Kirchen die Nonnenchöre angelegt ist. Aehnlich gestaltet sich Meister Arnolds Schloßkapelle zu Rochlitz. Von hoher Bedeutung ist jene zu Wittenberg 1493—1499, eine einschiffige, nach Osten in drei Seiten des Achtecks abgeschlossene langgestreckte Anlage, welche, vielfach zerstört, nur schwer die alten Formen erkennen läßt. Doch hat der Geh. Oberbaurath Adler, der diese Geburtsstätte des Protestantismus zu erneuern berufen wurde, wohl völlig das Richtige und den früheren Zustand getroffen, indem er rings um den Bau Emporen anlegte und sie in den Formen des Erzgebirges zu halten beflissen war. An diese mahnt die fast allein unbeschädigt gebliebene Bildung der Fenster mit Vorhangbogen, an denen, wie in Schneeberg, ein wagrecht durch die Fensterreihe durchgeführter Wasserschlag die Abteilung der Emporen auch nach außen zur Geltung bringt. Ein ähnliches Werk, doch noch ohne Emporen, ist die Wolfgangskapelle zu Meißen, welche wohl noch Arnold schuf. In Eger und Görlitz finden sich solche Anlagen, bei denen der saalartige Zug immer mehr hervortritt. Ein Muster der ganzen Art ist die Kapelle des Moritzschlosses in Halle, die 1509 entstand und wohl auch von Nickel Hofmann erbaut wurde. Die Emporen ruhen hier auf Säulen und ziehen sich rings um den aus drei Seiten des Achtecks gebildeten Chor; ferner die Bergmannskapelle zu Annaberg.

Je mehr die Strebepfeiler nach innen rückten, desto ungegliederter wurde das Aeußere. Schon der Bautzener Dom verzichtet in wesentlichen Teilen ganz auf Außenwirkung, in Laun, in Freiberg, Schneeberg, Oederan, Buchholz erschienen die Streben als mehr oder minder schwache Wandstreifen. In Brüx und Annaberg sind die Umfassungswände ebenso glatt, wie an den meisten Schloßkapellen. Das ganze System der Gothik ist umgewendet. Während am Dom zu Köln, wie an den großen französischen Kirchen ein gewaltiger Apparat von Nebenkapellen, Strebepfeilern und Bogen, Fialen, Brüstungen und Wimpergen sich äußerlich zeigt, der ein schmales, schlank aufsteigendes Mittel-

schiff als eigentlichen Hauptraum der Kirche umrahmt, erscheint hier ein äußerlich schmuckloser, ganz nach innen gekehrter Hallenbau; während dort das Ganze in seinen zahlreichen Teilen, seinen verschiedenartigen Schiffen und Kapellen dem Wesen der Heiligen- und Klerikerkirche entspricht, ist hier der Predigtbau des Protestantismus bei allem Bauaufwand doch in seiner zweckdienlichen Einfachheit ausgebildet, ein durchaus neues, zwar aus der Gothik entwickeltes, aber keineswegs mehr mittelalterliches Werk geschaffen.

Freilich — vom rein künstlerischen Gesichtspunkt betrachtet, stehen diese erzgebirgischen Bauten an Vollendung beträchtlich unter den Werken der Frühgothik. Sie sind Versuche, etwas Neues, dem veränderten Zeitgeist Entsprechendes zu schaffen. Sie erheben Widerspruch gegen die Aeußerlichkeit der alten Bauweise, gegen den übermäßigen Aufwand für ein verhältnismäßig wenig Volk fassendes Haus, gegen die ungemessene Höhenentwicklung, der nicht ein Ebenmaß auf dem Boden gegeben ist, gegen diese schlanken Hallen, die wie eine Wandelbahn zum Altar erscheinen, gegen die ungeheuren architektonischen Hüllen eines doch engbrüstigen, asketisch empfundenen Raumes.

Wären Luther ästhetische Erwägungen geläufig gewesen, er hätte Bauten wie die französischen Dome als „werkheilig" bezeichnet. Die Kirche war ihm ja „nicht besser als andere Häuser, da man Gottes Wort predigt!" [73]) „Christus baute eine neue Wohnung und neu Jerusalem, nicht von Steinen und Holz, sondern wer mich liebet und mein Wort hält, da soll mein Schloß, Kammer und Wohnung sein!" [74]) „Kirchen haben ist wohl nicht geboten, aber gut für die Einfältigen." [75]) So sagt der Reformator. Er konnte den ungeheuren Aufwand an Konstruktionsgliedern unmöglich lieben.

Licht! lautet eine Grundforderung der erzgebirgischen Bauten. Die Gewölbejoche sind breiter geworden, die Fenster haben Raum sich zu entfalten. Der humanistisch gebildete Chemnitzer Mönch Paul Niavis, einer der fruchtbarsten Schriftsteller seiner Zeit[76]), klagt in einem 1485—1487 verfaßten Dialog, daß jetzt die Kirchen zu hell seien, während gerade die düsteren geeigneter wären die Andacht zu erwecken; die neumodischen, lichten dienten dagegen mehr den

Liebenden zum Vergnügen als der Hingabe an die Predigt. Und doch wurde die Kirche seines eigenen Klosters seit 1499 umgebaut, indem man die alten Pfeiler des Schiffes abbrach und durch höhere von schlichter Grundform ersetzte, dem System von Zwickau folgend. Die ungemein hohen Fenster, welche in den Hallenkirchen die Regel sind, werden durch die Emporen geteilt. In Freiburg führte man die Profile der Fenstergewände durch die ganze Höhe durch, so daß die beiden Stockwerke künstlerisch mit einander verbunden sind. In Chemnitz aber sind sie bereits getrennt, ja dort sind die Fenster in den Kapellen fast kellerartig klein, ein Beweis dafür, daß man mehr und mehr die Empore für das Wichtigste, die Räume für die Nebenaltäre für untergeordnet hielt. Aber das Licht in den Schiffen ist überall reichlich und gleichmäßig verteilt.

Die katholische Kirche machte einen Unterschied in der Heiligkeit der einzelnen Räume und gab ihnen dem entsprechend verschiedene Beleuchtung. Sie benutzte gern die Wirkung, welche den Gläubigen berührt, wenn er aus dunkelem Schiff in die Helle des lichtumstrahlten Altars schaut, oder wenn er umgekehrt den Altar in geheimnisvolles Düster verhüllt sieht. Auch Luther machte noch in seinem 1521 gehaltenen „Sermon von dreierlei gutem Leben" den Unterschied zwischen Atrium d. i. Hof, Sanctum d. i. Kirche und Sanctum sanctorum d. i. Allerheiligstes, die „nie einerlei Gebäu" seien. Aber es handelte sich für ihn hier um einen bequemen Vergleich, um ein rednerisches Bild. Er bediente sich zu diesem der bekannten, alten Begriffe. Die Meister jener erzgebirgischen Predigtkirchen aber fanden statt der Abteilung des Baues in verschieden heilige Teile eine einheitliche Form, nicht durch Grübelei, sondern in unbefangener Ausgestaltung der Forderungen des neuen Gottesdienstes. Sie zeigten so den Weg, welchen die evangelische Kirche lange Zeit im Kirchenbau fortschritt, bis der Rationalismus mit seiner unbedingten Schwärmerei für Hellas kam und später, ihn ergänzend oder ersetzend, die romantische, unklare, rein formalistische Begeisterung für die Gothik der protestantischen Kunst die Fähigkeit zu selbständiger Entfaltung raubte, zu welcher sie schon im 15. Jahrhundert achtungsgebietend Keime zu treiben begann.

Das früher hervorgehobene Merkmal des erwachten Individualismus in der Plastik, die Naturwahrheit, offenbart sich nun

auch bald in der Baukunst. Der Weg, den die Gedanken hierbei machten, ist ein höchst merkwürdiger. Nicht etwa suchte man einzelne Naturgegenstände als Schmuck den bestehenden Formen anzufügen, sondern man begann in den Architekturformen die Natur selbst zu sehen. Die alten Ornamente erhielten somit verändertes Leben. Jene ganz zu willkürlichen Knollen gewordenen Knaggen, d. h. jenes Blumen- und Blattwerk, welches die aufsteigenden Gesimslinien wie Knospen den Stengel begleitet, gewannen wieder Blattgestalt, aus den sich kreuzenden Rundstäben und Plättchen an den Gewänden von Thür zu Fenster wurde knorriges Reisigstabwerk, an Giebeln und Kreuzblumen begannen Menschengestalten hervorzulugen, die schon ganz unfruchtbar erscheinenden Formen blühten nach langer Brachzeit zu Gebilden auf, welche zwar nicht dem eigentlichen Wesen des Bauteiles entsprachen, dafür aber um so kecker selbstständigen Wert für sich in Anspruch nahmen.

Für die alten Schmuckformen schwand die Begeisterung fast ganz. Das Maßwerk wurde geistlos und eintönig mit einer gewissen mathematischen Linienführung gebildet (Abb. 7), an dem Rippenprofil wechselt nur ganz vereinzelt die von Arnold vorgezeichnete Bildung von Hohlkehlen mit einer ausdrucksvolleren Gestaltung, die Fenstergewände entbehren der reicheren Gliederung, die Kapitäle der Dienste sind schon längst verschwunden. Dafür aber werden die Vorhangbogen immer reicher und eigenwilliger ausgebildet, treten allerhand Absonderlichkeiten hervor, durch die ein Meister sich, wenn nicht über seinen Nachbar erheben, so doch von ihm unterscheiden möchte. Jene bis zur Ermattung gesteigerte Verfeinerung des Systemes von Maßwerk, Fialen, Wimpergen und Baldachinen, welches z. B. Adam Kraft am Tabernakel zu Nürnberg oder Hans Hammer an der Kanzel zu Straßburg durchbildete; das Einführen von geometrischen Spitzfindigkeiten, von Kurven in die Fialen, wie sie aus der Holzschnitzerei in die Architekturteile überging, Formen wie sie Hans von Landshut am Straßburger Münster zu schaffen liebte, diese Uebertreibungen des gothischen Systems nach der Richtung des Architektonischen kommen in dem minder hüttenmäßig gegliederten Sachsen nur vereinzelt vor. Hier greift die Bildhauerei in die Baukunst in

deutlich erkennbarer Weise ein und beweist, daß es auch stilistische Gründe waren, welche zu den Hüttenstreiten die Veranlassung gaben, daß nicht umsonst die Annaberger Steinmetzen den Bildhauer Franz von Magdeburg in ihren Kreis aufnahmen.

6. Bildnerische Werke.

Das merkwürdigste Werk des neuen Geistes in der Auffassung der Kunstformen ist die Kanzel im Dome zu Freiberg (Abb. 6). Ein wunderbares Gebilde: Aus dem Boden sprießen kakteenartige Pflanzen hervor, deren hochaufschießende Blätter durch naturalistisch nachgebildete Stricke zusammengehalten werden. Kindergestalten spielen zwischen durch. Oben entfaltet sich eine Blume aus jenem langen, tangartigen Blattwerk, das wir als Zeugnis spätester Gothik schon kennen. In diesen Blättern erscheinen die Büsten der Kirchenväter. Auf ganz naturgetreu nachgebildeten Knüppeln ruhen die Stufen der sehr halsbrecherischen Treppe. Ein auf einem Baumstumpf sitzender Bergmann stützt sie mit seinem Rücken. Ein zweiter sitzt am Fuß der Kanzel, den Rosenkranz betend. — Alles dies in voller Naturwahrheit, aber auch voll Leben, eine wunderbare Dichtung, die sich um die Kanzel dreht, als um den Ort, von welchem das Heil der neuen Kirche ausgeht. Adam Krafts knieende Gestalten tragen noch das Sakramentshaus von St. Lorenz zu Nürnberg, die freiberger Bergleute tragen auf ihrem Rücken das Rednerpult, von welchem die Erbauung der neuem Glauben zustrebenden Gemeinde erklingt. In unbefangenem Vertrauen auf die Schönheit der Naturgebilde schlingen sich die Pflanzen um den hohen, einem Abendmalskelche in den Hauptformen sich nähernden Aufbau.

Wer dieses Werk schuf, vermag ich nicht zu sagen.[77]) Der Geist in ihm ist aber ein anderer als in dem rein ornamentalen Teile der Annaberger Kirche.

An diesem sind verschiedene Hände erkennbar. Einer der Schöpfer desselben war der „Laubhauer" Barthel von Durlach. Er meisselte vorzugsweise das Blattwerk, schuf das Wappen von 1515 für den Bergmeister von Schreibersdorf und seine Frau, er machte die Reliefs der Kanzel, arbeitete

an den dem Chor zunächst liegenden Pfeilern, an den Strebepfeilern der Nordwestecke und an den Teilungen der Emporen: das weist sein Steinmetzzeichen aus. Er scheint eine gewisse Selbständigkeit genossen und diese im Sinne der Straßburger Schule verwendet zu haben. Nicht ohne Grund sendete man wohl gerade ihn nach Straßburg, als die Versöhnung der Hütten angebahnt werden sollte. Ein anderer Steinmetz, der später zu Ruf kam, ist Conrad Krebs († 1540), dessen Zeichen an seinem Hauptwerke, dem berühmten Torgauer Schloß festzustellen ist, wohl jener Conrad von Büdingen, welcher 1519 in den Lohnlisten von Annaberg als einer der besten Gesellen erscheint. Ehe er dahin kam, scheint er einen hervorragenden Anteil am Bau der Kirche zu Krimitschau (1513) gehabt zu haben, wo sich sein Zeichen an allen wichtigeren Stellen findet. Die Uebereinstimmung der eigenartig gebildeten Gewölbe dieser Kirche mit jenen der Torgauer Schloßkapelle, welche er baute, und der Schwesterkirche von Annaberg, jener zu Schneeberg, ist nicht außer Acht zu lassen. In Annaberg erscheint Conrads Zeichen an einem der Strebepfeiler der Nordwand. Ein dritter Geselle, welcher Beachtung verdient, ist Kunz von Aachen, dessen Name auf einer Grabplatte in Römhild neben seinem Zeichen steht. Dies wiederholt sich an den Kanzeln zu Annaberg und Pirna, an den Hauptpfeilern und den Inschrifttafeln daselbst. Ebenso findet es sich an den Inschrifttafeln von Schneeberg, an einigen Pfeilern der Annaberger Kirche, welche wohl vor 1518 entstanden. Auch diese Gesellen wanderten also von Bau zu Bau und brachten einen Teil ihrer Kunstart von einem zum andern. Sie alle zeigen aber in ihren Formen jene Schulung, welche in den sächsischen Hütten zu erlangen war und die sich nicht wesentlich von der anderer Länder unterscheidet.

Anders stand es um die Bildhauer. In Annaberg haut 1519/20 Meister Christof die „Propheten“. Es waren dies mächtige Figuren, welche in die Gewölbe der Seitenschiffe eingeflochten erschienen und bei ihrer Schwere eine besonders sichere Gewölbetechnik beanspruchten. Die Künstelei hielt damit einen weiteren Einzug in den Kirchenbau. Eine an englische Vorbilder erinnernde Erscheinung sind die eigenartigen Tropfengebilde, welche

in den oberen Gewölben der Sakristeibauten, sowie in einzelnen Emporen, also in Werken Meister Jacob's sich finden. Eine gewundene Säule mit reich verziertem unterm Knauf hängt an Stelle des Schlußsteines hernieder, von der aus, wie in Pirna, freistehende Rippen in die Wappen tragenden Systeme hinüberführen. So ist dem Gewölbe auf Kosten der Einfachheit plastisches Leben gegeben. Benedikt von Laun und Nickel Hoffmann liebten beide diese Gebilde, die jener an der Wenzelsempore des Domes zu Prag und dieser an seinen Kirchen-Gewölben in Brüx anbrachte.

Bedeutender ist aber, was die Bildhauer selbst schufen. Die „schöne" Pforte der Franziskanerklosterkirche zu Annaberg (Abb. 15), welche 1512 entstand und das Zeichen „Anno domini 1512 H W" trägt, wurde später an die Annenkirche versetzt, wo sie sich noch heute erhielt. Wer der Meister derselben ist, vermag ich nicht anzugeben. Er steht dem Freiberger Holzschnitzer, welcher die Apostel und die Kanzel schuf, namentlich aber jenem der Buchträger aus Ebersdorf und der Geißlergruppe in Chemnitz nahe. Seine eigenartig gezogenen, einem länglichen Viereck sich nähernden, aber ausdrucksvollen Gesichter lassen sich leicht von den weicheren, anmutigeren Köpfen der fränkischen Schule unterscheiden. Er folgt der Richtung der Oesterreicher, dem ausgezeichneten Michael Pacher aus Brunneck bei Brixen. Eine mittelbare Beziehung ist nicht unmöglich, waren doch Hans von Botzen und Thomas von Lienz Gesellen in Annaberg. Bis nach Thüringen erstreckte sich die Thätigkeit des Bildschnitzers, dem z. B. das prachtvolle Altarwerk zu Dienstedt bei Kahla im Altenburgischen [78]) angehören dürfte. Seine schöne Pforte ist ihrer berühmten Schwester aus romanischer Zeit, der goldenen zu Freiberg, nicht unwürdig. Die Grundgestalt dieses Thores ist durchaus im Stil der damaligen Hütten, die Gewände sind mit gekreuztem Stabwerk verziert. Sie werden von zwei gedrehten, nach Art der geschnitzten Vortragkreuze gebildeten Säulen eingefaßt, auf deren Knäufen ein Wimperg und zwei Fialen stehen. Diese architektonischen Formen sind von derber, wenig glücklicher Bildung. Das tangartig gestreckte Blattwerk der Knaggen erinnert deutlich an Schnitzarbeiten in Holz. Man erkennt das Werk des Bildschnitzers, der sich im Steinwerk versucht. Die Sockel sind wie an spätgothischen Hütten-Arbeiten aus übereck-

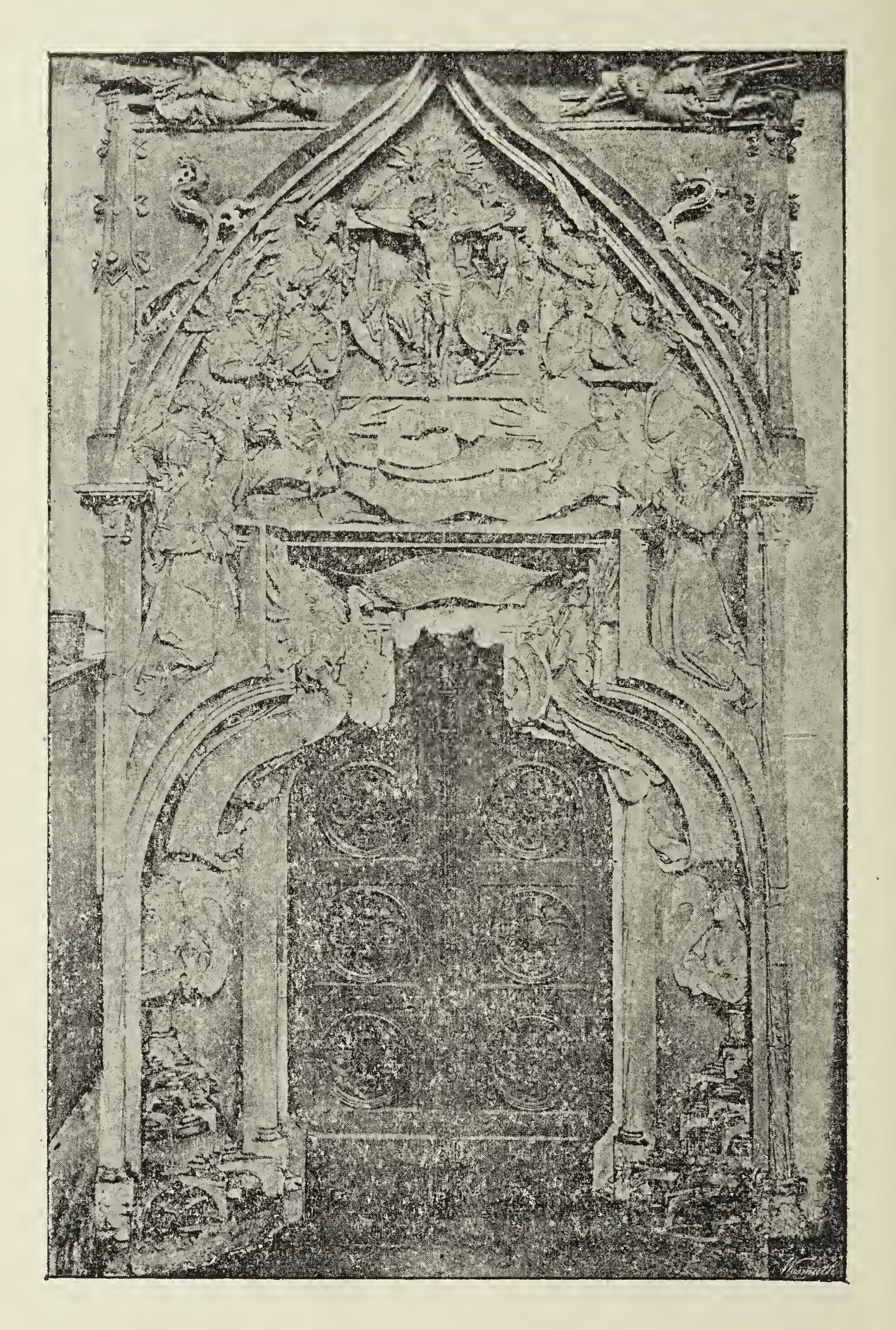


Abbildung 15. **Die schöne Pforte zu Annaberg.**

gestellten, reich verzierten Plättchen aufgebaut, eine selbstgefällige geometrische Spielerei der Zeit. Bald aber beginnt die Plastik an dem Werke die Führung zu übernehmen und die Bauformen nur zum Rahmen einer bewegten Figurenwelt zu benutzen. In der Mitte thront Gott Vater, der die Rechte segnend erhebt und mit der Linken vor den Knieen den gekreuzigten Heiland hält. Auf einem Kreuzesarm sitzt die Taube. Das von Strahlen umgebene, von langem Barte umwallte Haupt des Weltenschöpfers ist eine Leistung, welche hinter jener der Brüder von Eyck am Genter Altar nicht allzuweit zurücksteht. Wenn es gleich stets eine Vermessenheit ist, den Allgegenwärtigen, über Zeit und Raum Erhabenen im Bilde darstellen zu wollen, da wir doch ihn nicht anders darzustellen vermögen als einen ehrwürdigen Menschen, so ist das Wagnis doch soweit gelungen, daß es nicht beleidigt. Der Meister hat seine ganze Kraft, namentlich sein ganzes schönheitliches Können aufgewendet, um alles Große und Tiefe, was er zum Ausdruck zu bringen vermochte, in dieses Haupt zu legen. Seine Absicht unterstützte er durch einen Hofstaat anbetender Engel, an deren Köpfen die Andacht, die brünstige Hingabe in meisterhafter Weise dargestellt ist. Die ganzen Körper neigen sich verzückt dem Herrn zu. Zur Seite knieen die heilige Clara und der heilige Franz; namentlich letzterer, ein schlanker und schöner Mann, ist in einer Haltung von so glühender Hingabe dargestellt, daß man sich wohl unter ihm jenen liebenswürdigsten aller asketischen Ordensstifter vorzustellen vermag.

An den Pfosten des Aufbaues stehen die Großeltern der Himmelskönigin, St. Anna und St. Joachim, die zu neuer Gunst gelangten Heiligen. Sie begegnen sich hier nach der Lehre der Tradition unter dem goldenen Thore.

Inschrifttafeln verbinden die einzelnen Gruppen, welche das Wehe der Zeit in lateinischen Sprüchen verkünden. „Sei uns gnädig, Herr, sei uns gnädig, denn wir sind sehr voll Verachtung. Sehr voll ist unsere Seele der Stolzen Spott, und der Hoffärtigen Verachtung“ (Psalm 123, 3. 4.) „Gott sei uns gnädig und segne uns, er lasse sein Antlitz leuchten!“ (Psalm 67, 2.) „Deine Güte, Herr, ist über uns, wie wir auf dich hoffen.“ (Psalm 33, 22.)

Vieles am Thor, namentlich die Kinderfiguren über der

Hauptgruppe, ist mißlungen. Die Spruchbänder, welche in reich geschwungenen Linien die Architektur verhüllen zu sollen scheinen, drängen sich oft etwas vorlaut dem Beschauer auf. Sicher aber ist das Werk eines der künstlerisch freiesten und formal reinsten, welches die Zeit schuf und kann sehr wohl den Vergleich mit den Werken etwa des Veit Stoß aufnehmen. Namentlich die großartige, nur in den Nebenteilen knitterige Behandlung der Falten läßt uns den Meister als einen der formsichersten seiner Zeit erkennen.

Das Bild Gottvaters ist wiederholt worden am Thor der Klosterkirche zu Chemnitz, an dem das Umschaffen der Architekturformen in Naturgebilde am stärksten hervortritt. Dort trägt Gott eine Krone und sitzt auf einem Throne, der schon Renaissanceformen zeigt. Es entstand dies Werk im Jahre 1525, als die ersten Zeugen der neuen Kunst in Annaberg aufgetreten waren. Es zeigt sonst keineswegs den Geist der Annaberger schönen Pforte. Die Statuenreihen, die plumperen, schwulstigeren Falten, die unbeholfene Haltung, namentlich das unfreie Aufsitzen der Köpfe auf dem Rumpfe, entspricht der älteren Schule der sächsischen Bildschnitzerei.

Betrachten wir nun den Schmuck an der Brüstung der Emporen der Annaberger Kirche. Derselbe beginnt am Pfeiler hinter der Kanzel mit Darstellung der Erschaffung der Welt und führt vom Paradies schnell auf die Verkündigung der Geburt Marias, welche Michael Lotter,[79]) stiftete, ein nürnberger Zugewanderter und reicher Fundgrubner. Dieser war seit 1535 im Rate der Stadt. Die Begegnung Marias mit Elisabeth stiftete Gregor Schütze, seit 1533 Zehenter der Stadt. In der Achse der Kirche an der Westempore sieht man Christus am Kreuz. Darauf folgt die Darstellung der Auferstehung und die Martyrien der Apostel, die Seligkeit der Begnadigten und die Qual der Verdammten endet die 79 Tafeln umfassende Bilderreihe, von der einzelne Darstellungen unverkennbar Dürer'schen Holzschnitten entlehnt sind. Die eigentliche Heiligengeschichte fehlt fast ganz. Der Mythus der heiligen Anna ist nur gestreift, das Leben der heil. Jungfrau ist nur in jenen Bildern dargestellt, welche den Evangelisten entnommen wurden, nur ihr Tod und ihre Himmelfahrt findet eine weitere Ver-

herrlichung. Der ganze Bilderkreis scheint — absichtlich oder ohne bestimmten Zweck — nach alle dem abseits von dem damals in der katholischen Kirche vorwiegenden Gedankenkreis zu stehen, in dem der Heiligenkult eine so außerordentlche Rolle gespielt hatte. Auf der Kanzel zu Annaberg, welche 1516 entstand, zeigt sich noch die alte Richtung in Kraft: Das Selbdritt an der Vorderseite, neben ihr die vier Kirchenväter, Christus mit der Dornenkrone nur gewissermaßen als Füllbild. Andere Vorstellungen sind hier noch vor jenen, welche die Bibel allein giebt, bevorzugt. Und doch sind beide von einer Hand, wie die Vergleichung der der fränkischen Schule näher stehenden Figuren, der knitterigere Faltenwurf, die rundliche Gesichtsform leicht ergeben.

Nun waren 1517 die Emporen, 1518 auch jene vor den Sakristeien fertig, 1522 wurden sie mit „Bildern und Figuren ausgemalt.“ In diesen noch ganz gothischen Werken erscheinen durchweg die Formen der hüttenmäßigen Baukunst. Sie haben wahrscheinlich einen anderen Schöpfer als jene Bildnereien, an welchen die deutsche Renaissance zuerst in Annaberg erscheint.

Wir wissen, daß Franz von Magdeburg sicher seit 1518, wahrscheinlich schon früher, der hervorragendste Bildhauer Annabergs war. Er ist es, der für Jakob von Schweinfurt arbeitete. Von ihm dürften die Flachbilder an der Sakristeiempore sein, an welchen nördlich die „Lebensalter“ der Männer, südlich jene der Frauen dargestellt sind. Das heißt: es ist ein Knabe von 10 Jahren mit einem Kalb im Schilde, ein Jüngling von 20 Jahren mit dem Bocke, ein Mann von 30 Jahren mit dem Stier, ein Krieger von 40 Jahren mit dem Löwen, ein Würdenträger von 50 Jahren mit dem Fuchs, ein Geldmann von 60 Jahren mit dem Wolf, ein Frommer von 70 Jahren mit dem Hund, ein Greis am Stock von 80 Jahren mit der Katze, ein solcher von 90 Jahren mit Stuhl und Esel, endlich einer von 100 Jahren mit der Bahre und dem Sensenmann auf der einen Seite dargestellt, während gegenüber ein Mädchen mit der Puppe und der Wachtel, eine Jungfrau mit der Taube, Frauen mit der Elster, dem Pfau, der Henne, der Gans, dem Geier die Zeit bis 70 Jahren im Leben des Weibes darstellen, dessen Ende Greisinnen mit der Eule, der Fledermaus und der Totenbahre in derbem Witze

vergegenwärtigen. Zierliche Renaissance-Umrahmungen, Formen, die etwa an das Sebaldusgrab in Nürnberg mahnen, umgeben jedes Bild, das in großen kräftigen Zügen und im Zeitkostüm Menschen aus dem gegenwärtigen Leben wiedergiebt.

Wir haben also vor uns eine Art Totentanz, jene merkwürdigen Darstellungen des menschlichen Lebens, erste Aeußerungen des Realismus, der Sittenschilderei, die noch nicht eine freie Wiedergabe des bürgerlichen Daseins zu sein wagten, sondern die Wahrheit, das Erschaute unter die Gewalt eines großen und feierlichen Gedanken stellten, die Natur, das Leben vorführten, doch mit dem sofortigen Vermerk, wie vergänglich sie seien. Diese Bilder schildern in spottender Weise das Aufblühen und Vergehen des Menschen. Das Flüchtige der Menschenkraft und Schönheit soll gelehrt werden, eine schlichte Laienmoral, die man sonst wohl nicht in die Kirche getragen hätte, wäre die kirchliche Moral stärker gewesen. Auch Herzog Georg, der Beschützer der Annaberger Kirche, verwendete zweimal dieselben Gedankenreihen an seinen Schlössern: zu Meißen und zu Dresden, wo Hans Schickentantz im Geiste der Annaberger Figuren einen großartigen Totentanz schuf. Der Schritt vom Heiligen zum Alltäglichen war für jene Zeit zu groß, als daß man nicht eine Vermittlung gesucht hätte. Sie liegt im Tode, in der Verknüpfung des endlichen Daseins mit dem unendlichen Jenseits. Nur als Hintergrund für dieses erscheint den Künstlern die Darstellung des Menschen gerechtfertigt.

Daß man sich von den religiösen Bilderkreisen abwendete und selbst in die Kirche reale Dinge brachte, entspricht dem Geist der Zeit.

„Man soll abthun alle Bildnis, es sei zu Gottes Ehre oder der reinen Jungfrau Maria oder der Heiligen!“ lehrten die Hussiten.[80]) Sie übertrugen ihre Anschauungen mit roher Gewalt durch die Bilderstürmer in die Wirklichkeit.

Dem Protestantismus blieben lange Zweifel über die Nützlichkeit der Bilder eigen. Luther war nicht frei von ihnen, obgleich unter seinen Augen, namentlich von der Hand Kranachs, große und treffliche Werke dieser Art entstanden.

„Wiewohl wir auch den Götzen nicht viel gönnen, achten wir doch die nicht zu verdammen, als wider Gott gethan sei, so jemand

Bildlein malen läßt oder hätte“, heißt es in einem Gutachten vom Jahre 1525, welches Luther, Justus Jonas, Bugenhagen und Melanchthon unterschrieben. „Sintemal“, heißt es weiter, „auch Christus die Münz des Kaisers gehen ließ und auch selbst braucht, da doch Bilder auf stunden und noch stehen.“ Aber ein anderesmal 1522 sagt er: „Wahr ists, daß Bilder fährlich sind und ich wollt es wären keine auf den Altären.“ [81])

An einem der Annaberger Altäre, dem 1521 errichteten der Knappschaft, zeigt sich wieder die Mischung zunächst nur halbverstandner Renaissanceformen mit gothischen. Auch hier findet man nicht die sonst beliebten Statuenreihen, sondern ein Lebensbild von anmutigem Aufbau, die Anbetung Christi durch seine Eltern und die Hirten im Stalle von Bethlehem; und in der Predella den Tod Mariä zwischen zwei knieend betenden Bergleuten. Das Ornament zeigt in zierlicher Renaissance-Umkleidung entzückendes Laubwerk und eine Fülle figürlicher Darstellungen, deren Anmut an Peter Vischer mahnt. Ebenso mischen sich am Münzeraltar von 1522 alte und neue Motive, Gothik und Renaissance, katholische Gedankenkreise und junger Realismus.

Mitten zwischen den beiden Bildwerkreihen der Emporen steht die Gestalt eines Mannes, welcher ein Spruchband hält: „1499 ist gelegt das Fundament, 1525 ist das Werk vollendet.“ Und die Albinussche Chronik sagt dazu: „Da stehet der Meister, der die Kirch, die Stein und die Bilder gearbeitet hat, mit Namen Jakob Hellwigk.“ Daneben befanden sich vor der letzten Uebermalung der Kirche zwei Wappen, ein Steinmetzzeichen und eine Weintraube. Diese Zeichen waren zwar nur aufgemalt. Aber wir wissen, daß z. B. im Münster zu Ulm die Zeichen Morizens von Ensingen und Burkhard Engelbergs am Triumphbogen gegen den Chor auch nur aufgemalt, nicht körperlich gebildet waren. Das erstere Zeichen fand ich in Meißen, an höchst wahrscheinlich von Meister Jakob erbauten Teilen des Domes, nämlich der Grabkapelle Herzog Georgs, wieder. Da es sicher nicht jenes des Jakob selbst ist, so ist es wahrscheinlich, daß es dem Franz von



Magdeburg angehörte und sein Steinmetzzeichen war, das ihm die Annaberger Hütte verlieh, während das andere sein Bildschnitzerzeichen ist. Er also schuf dem Meister, der so thatkräftig für ihn eingetreten ist, in jener Figur an der Empore ein Denkmal, und zwar an jener Stelle, wo Jakobs Thätigkeit am Bau endete.

Seit 1524 war Jakob in Meißen thätig und schuf dort wieder einen ähnlichen Bilderkreis für den Treppenturm der Albrechtsburg, diesmal wieder eine derb komische Darstellung des Kampfes der Weisen mit der Gewalt der Laster.

Bei Franz bricht also zuerst die Renaissance in den Einzelformen am Annaberger Bau durch. Das Ringen von innen heraus hat damit ein Ende, es beginnt ein leichteres Spielen mit willig angenommenen italienischen Formen. Jakob hielt sich von denselben noch fern, er schwelgte in den Kurvensystemen der Netzgewölbe, in den nun mit höchster Meisterschaft gehandhabten letzten Bildungen der Gothik, er bedeutet mit seinen Kunstgenossen die Vollendung des technischen Systems der mittelalterlichen Kunst nach einer ganz bestimmten, dem Zeitgeiste dienenden Richtung.

Die neue Kunst offenbart sich dann am Hauptaltar der Kirche, welchen die Annaberger in Augsburg bei dem Meister Adolf Dowher bestellten und der 1522 aufgerichtet wurde. Schon seine Herstellung in buntem Marmor und Solenhofer Kalkstein, das Aufgeben der Farbe bedeutet den Anfang klassischer Einflüsse. Die Formen der Renaissance, welche er aufweist, einer spielenden, in den Grundformen der Antiken noch ganz unsicheren Kunst, haben wohl Meister Franz angeregt, aber der Inhalt seiner Darstellung ist dem Kreise des Annenkultus entnommen: In der Predella ruht Abraham, aus seiner Brust wächst ein Baum, auf dessen Blüten in erster Reihe die Brustbilder der jüdischen Könige von David an, in zweiter Reihe die Sippschaft Christi sich darstellt. Das Hauptbild aber führt Anna und Joachim, die Großeltern des Herrn und endlich Maria und Joseph mit dem Kinde vor. Ein Glorienschein fällt von oben aus den mit Engelsköpfen belebten Wolken auf die Knieenden nieder.

Wenn auch die Sippe Christi nicht im Sinne des Dr. Eck dargestellt ist, so ist doch der Gedankenkreis ein dem seinigen ver-

wandter, altgläubiger gerade an diesem Werke, welches in hervorragender Weise eine Frühschöpfung der Renaissance ist.

Ueberblickt man all diese bildnerischen und baukünstlerischen Schmuckwerke, so zeigt sich nur eines klar: daß die Strömungen der Gothik und der Renaissance sich kreuzten, daß es nicht die Altgläubigen sind, welche allein dem alten Stile anhangen und nicht die Neugläubigen, welche die neue Kunstweise betreiben. Wie in allen Tagen tiefgehender geistiger Wirrungen äußert sich das Leben in Widersprüchen und zeigt die Kunst deutlich die in jede, selbst in die zum Alten zurückdrängende Brust versenkte Zwiespältigkeit.

V. Schluß.

Es sind die geschilderten Vorgänge im Kunstleben des Erzgebirges von großer Bedeutung auch für weitere Kreise. Das Berggebiet hatte Angehörige der verschiedensten Stämme auf engem Raume in sich vereint. Der flinke Nordböhme traf sich hier mit dem kunstreichen Franken, der gemütvolle Thüringer mit dem werkeifrigen Obersachsen.

Bei der eigentümlichen Lage des Erwerbslebens, in der Unstätigkeit des Raubbaues auf Silber zeigten sich hier manche gesellschaftlichen Erscheinungen schärfer als wohl sonst in Deutschland ausgeprägt. Gleichzeitig ist das künstlerische Leben ein lebhaftes, fortschreitendes, werden die in ihm auftauchenden Fragen besonders entschieden gestellt, ist die Zwiespältigkeit im Schaffen besonders klar vor Augen geführt.

So bietet die erzgebirgische Kunst eine treffliche Handhabe, um die Gänge der geistigen Entwicklung aufzudecken und manche Unklarheit zu beseitigen, welche durch die verschiedenen, zu Anfang des 15. Jahrhunderts durcheinanderflutenden Strömungen herbeigeführt, das Verständnis der Lage erschwerten.

Denn hier begegnete sich der Humanismus mit der Renaissance und der Reformation fast gleichzeitig. Das heißt: Als Luther seine Thesen in Wittenberg anschlug, als die Kenntnis der klassischen Schriftwelt und der aus ihr hervorgehende Geisteswandel allgemeiner geworden war, fanden sich auch jene künstlerischen Formen ein, welche von den Italienern und weiterhin von den Römern und Griechen entlehnt waren und die wir als deutsche Frührenaissance bezeichnen.

Aber dies zeitliche Zusammentreffen beweist nicht, wie so gern angenommen wird, daß die drei Geistesformen einerlei Ursprungs

seien. Sie sind nur die äußeren Erscheinungsarten, welche zufällig im gleichen Jahre auftreten, ihr tieferer Grund und ihre eigentliche Wurzel liegen in wesentlich anderen Zeiten.

Es wäre eine sehr oberflächliche Anschauung der Dinge, wollte man in den mit unbefangenem Schmucksinn auf gothische Konstruktionen übertragenen antiken Formen allein die Renaissance erkennen. Dem ist sicher nicht so. Die Renaissance bedeutet mehr als die Wiedergeburt antiker Form, sie ist, wie der Humanismus, eine Belebung des antiken Geistes. Sie äußert sich zunächst in der Verweltlichung der bisher rein kirchlichen Kunst. Es kam ein Zug der Zweckmäßigkeit in diese, welcher dem Mittelalter fern lag. Die Kunst wurde dem Menschen dienstbar, während sie bisher nur der Kirche gewidmet war. Denn der Mensch, das Ich, die Individualität waren neu entdeckt worden. Der Künstler begann sich im Kunstwerk geltend zu machen, er schuf zur Befriedigung seiner selbst, seines Schönheitsgefühles, seines Darstellungsdranges — nicht mehr ausschließlich im Dienst des Glaubens. Er suchte nach Ausdruck und prüfte die Natur darauf, ob sie ihm Mittel zu diesem Zwecke böte. So trat er der Natur kritisch entgegen, kam er zu freier Wahl der Motive, zur Empirik, zur individuellen Ausbildung der Stilformen, zu erneutem Naturempfinden, zur Kühnheit sich über die überkommenen Gestaltungen hinwegzusetzen.

All diese Erscheinungen finden sich in der erzgebirgischen Kunst — und auch anderswo — zu einer Zeit, in welcher die Kenntnis antiker Formen noch nicht über die Alpen gelangt war, vor dem Auftreten Luthers. Schon Arnold von Westphalen zeigt sich als ein Meister der Renaissance in diesem Sinne. Der Katholizismus hat in der Renaissance — wenigstens bis in die Zeiten moderner Romantik hinein — nie einen Gegner gesehen, sondern er ist es gerade, der sich ihr am eifrigsten in die Arme warf und das Heidnische in ihr am gründlichsten verarbeitete. Der Pontifex maximus hat sich im Pantheon nie als Fremder gefühlt!

Also ist die Renaissance nicht etwa ein Begriff, der sich mit dem der Reformation deckt. Ebenso wenig entspricht aber der Begriff der Gothik jenem der alten Kirche. Rom selbst hat diesem Stil nie eine rechte Heimstätte geboten. Länger als ein Jahrtausend bestand der Katholizismus ohne die Gothik. Diese entwickelte

sich in Frankreich aus der Verbindung der Kirche mit dem germanischen Geiste des Mittelalters. Sie ging gleichzeitig mit allen den Ergebnissen zu Grunde, welche diese Verbindung hervorgebracht hatte: mit dem Feudalstaat und der alten Kirche, dem Ritterwesen und dem Minnesang. Sie ging zu Grunde nicht etwa, weil böse, neuerungssüchtige Menschen von ihr abfielen, sondern weil sie ihren Inhalt verloren hatte. Lange ehe man in der Baukunst neue Formen anwendete, suchte man in ihr nach neuen Gedanken. Die Spätgothiker sind die Meister, welche aus dem alten Stile nach einem unbekannten neuen hindrängten, die Renaissance gab dem Streben nur den formalen Ausdruck. Reformatorische Gedanken sind in der Spätgothik reichlich vorhanden. Ihnen fehlt nur die Klarheit des Wollens, die völlige Erkenntnis ihrer selbst. Es wäre daher ganz verkehrt, die Spätgothik für den Stil der Rechtgläubigkeit und die Renaissance für jenen der Häresie zu erklären — im Gegenteil, in der Gothik stecken alle Anfänge eines neuen, unrömischen Geistes, eines gegen die Tradition sich auflehnenden Individualismus, ein Drang nach vorwärts in unentdeckte Gefilde der Erkenntnis. Auch ihr letzter, so viel geschmähter Ausläufer, der zwar nicht formvollendet und in sich abgeschlossen wirkt, ist doch ungleich tiefer und ernster als die Frührenaissance. Denn er bietet den Anblick eines geistigen Ringens nach Darstellung volksbewegender Gedanken, einen freiheitlichen Zug, ein Durchbrechen veralteter, morsch werdender Fesseln, einen Vorstoß frischer Kräfte gegen erstarrende Regeln — während die Renaissance nur Formen, nur harmloses Spiel, nur Detail bietet. Die tiefen Grundrißgedanken, die das ganze Bausystem ändernden Neuerungen kamen erst dann in Stillstand, als man die neue Kunst der Profile und der antiken Ornamentation erlernt hatte. Die Renaissance trat an Stelle eines Bestrebens im gothischen Bauwesen, welches an Luthers kraftvolles Herausbauen aus dem Bestehenden erinnert, eine Kunst, welche nur im Kleinen groß und im Großen klein war, eine Kunst der silbernen Becher und zierlichen Tonkrüge, der geätzten Rüstungen und feinen Schlosserarbeiten an Stelle jener Schaffensart, die Grundrisse umformte und neue Konstruktionsweisen erfand.

So hat denn die Reformation die Gothik nicht verdrängt, sondern sie mit neuem Geist erfüllt. Dürer, Holbein und Kranach

sind in ihrem besten Schaffen gothisch und reformatorisch zugleich. Die Größe der mittelalterlichen Kunst endete erst für Deutschland, seit sie humanistisch wurde. In Italien wirkten der Humanismus und die Antike belebend, kräftigend. Dort trafen beide auf ein Volk, welches sich nie ganz vom Geiste des alten Rom entfernt hatte, dort bildeten sie sich alsbald national um, durchdrangen sie alle Lebenskräfte, läuterten sie das früher in dunkelem Drange ihnen zustrebende Empfinden. In Deutschland blieb der Humanismus fremd, erst Goethe versöhnte ihn zeitweilig mit der Nation. Als die Formen der humanistischen Kunst über die Alpen kamen, begrüßte man sie mit Jubel. Denn sie täuschten Künstler und Volk, indem sie glauben machten, sie böten den Ausdruck für die neuen Gedanken, welche die Nation aufwühlten. Zwar boten sie ihr nur Aeußerliches, aber sie befriedigten einstweilen die Suchenden, Weiterstrebenden. Ehe man erkannte, daß sie dem Deutschen nur Schale, keinen Kern brachten, war der reformatorische Eifer verflogen und an Stelle Luthers das unfruchtbare Streittheologentum getreten! Die Zeit eines Andreä und Flacius, eines Martin Chemnitz und Olevianus, ließ die deutsche Renaissance erst recht aufblühen! Dem gemäß entwickelte sie sich auch: sie hat nicht einen großen Grundrißgedanken geschaffen. Erst die Gegenreformation gab ihrer stillstehenden, spielenden, rein ornamentalen Art einen höheren, monumentalen Schwung!

Also nicht Renaissance und Reformation sind eins, sondern Renaissance und Humanismus. Ein großer Nachteil für die protestantische Baukunst war, daß in ihr die Renaissance über die Anfänge selbständiger Neugestaltung siegte, d. h. daß man nur zu bald geneigt war, die Form für das Wesentliche zu nehmen, die der Spätgothik innewohnenden Gedanken aber für nebensächlich zu halten.

Nicht überall und nicht immer! Daß jene Gedanken bis ins 18. Jahrhundert hinein im echt protestantischen Kirchenbau fortlebten, ist aus der Geschichte des Barockstiles und des Rococo in Deutschland zu ersehen. Möge die damals gegebene Anregung unserer Zeit und unserer Kirche bald wieder zu einer unverlierbaren werden!

Anmerkungen.

1. (S. 1.) C. E. Leutholb, Untersuchungen zur ält. Geschichte Freibergs im N. Archiv für sächs. Gesch. u. Alterthumskunde 1889. — Winter, Die Cisterzienser im nordöstl. Deutschland, Gotha 1868. — R. Dohme, Die Kirchen des Cistercienserordens in Deutschland während des Mittelalters, Leipzig 1869. Siehe dort S. 6 die Literatur. — Ferner: Sebast. Brunner, Ein Cistercienserbuch, Würzburg 1881.

2. (S. 1.) Herrmann & Ermisch, Das Freiberger Bergrecht im N. Archiv für sächs. Gesch. III. — H. Ermisch, Codex diplomaticus regiae Saxoniae, Abth. II. Bd. 13. Siehe dort die Litteratur.

3. (S. 4.) Die Litteratur über Schneeberg siehe: R. Steche, Beschreibende Darstellung der älteren Bau- und Kunstdenkmäler des Königreichs Sachsen. Heft VIII. Dresden, 1887. Dieses treffliche Werk bildet in vielen Punkten die Grundlage zu meinen Untersuchungen. In der Regel nur dort, wo ich glaube ergänzende Bemerkungen auf Grund eigener, zum Theil älterer Bauuntersuchungen machen zu müssen, werde ich es citiren. Ich bemerke hierbei, daß ich meine Untersuchungen an der Annaberger Kirche vor ihrer Erneuerung machte, während Steche, so viel ich weiß, erst nach der Uebermalung des Innern seine Forschungen unternahm.

4. (S. 4.) Ueber die gesellschaftlichen Verhältnisse im Erzgebirge vergleiche die verschiedenen Stadtchroniken: J. Falke, Geschichte der Bergstadt Geyer, Mittheil. des k. s. Alterthumsvereins, Heft XV. Dresden 1866. — Fr. W. Köhler, Hist. Nachrichten von der Bergstadt Wolkenstein, Schneeberg 1781. — A. D. Richter, Umständliche Chronica der Stadt Chemnitz, 1753—1767. — C. W. Zöllner, Gesch. d. Fabrik- u. Handelsstadt Chemnitz, Chemnitz 1886. — Christian Meltzer, Stadt- u. Bergchronik von Schneeberg, 1719. — Chr. Fr. Kästner, Chronik der Stadt Crimmitzschau, Crimmitzschau 1853. — Dr. E. Herzog, Geschichte der Kreisstadt Zwickau, Zwickau 1839. — M. Chr. Meißner, Umst. Nachrichten von Altenberg, Dresden 1747. — Andr. Möller, Chronik von Freiberg, Freiberg 1653. — Benseler, Geschichte Freibergs und seines Bergbaues, Freib. 1843 u. a. m.

5. (S. 5.) R. Steche, a. a. O. Heft VIII.

6. (S. 6.) E. Herzog, Martin Römer, Mitth. d. kgl. sächs. Alterthumsvereins, Heft 14.

7. (S. 7.) Dr. Röhricht u. Dr. H. Meißner, Briefe die Jerusalemerfahrt des Herzogs Albrecht von Sachsen betr. — N. Archiv für sächs. Gesch. Band IV. Dresden 1883. — Vergleiche auch Röhricht und Meißner, Deutsche Pilgerfahrten.

7[a]. (S. 7.) Außer den bei Steche angegebenen Quellen benutzte ich zur Geschichte Annabergs noch: Petr. Albinus, Annabergische Annales de anno 1472 biß 1539 (handschriftl. in der kgl. öffentl. Bibliothek zu Dresden) und die Stadtrechnung: Rechnung S. Annaperg, Stadt und Kirche, Angefangen Sonntag Quasmodo geniti Anno ic̄ xix°, Beschloßen Quasmogeniti Anno ic̄ xx°, brengt l wochen. (Im städt. Museum zu Annaberg.)

8. (S. 7.) Abgebildet in der Richterschen Chronik von St. Annaberg, 1746.

9. Außer den bekannten größeren Werken über sächsische Geschichte ist vorzugsweise benutzt: H. Ermisch, Studien z. Gesch. der sächsisch-böhmischen Beziehungen in den Jahren 1464—1468 im N. Archiv für sächs. Geschichte, Band I; in den Jahren 1468—1471, ebendaselbst Band II. Siehe dort den Litteraturnachweis Band I Seite 209.

9[a]. (S. 15.) Unter „reformatorisch" verstehe ich hier natürlich nicht dasselbe wie „evangelisch", sondern das allgemeine Streben nach Besserung der Kirche.

10. (S. 16.) Henry Thode, Franz von Assisi, Berlin 1888. — Ludw. Keller, Die Reformation und die älteren Reformatoren, Leipzig 1885.

11. (S. 17.) Vergleiche über das Sektenwesen die Litteraturangaben bei Karl Müller, Die Arbeiten zur Kirchengeschichte des 14. u. 15. Jahrhunderts aus den Jahren 1875—1884. Zeitschr. für Kirchengesch. VII. Bd. Gotha 1885. — Ueber die Begharden und Beguinen siehe die betr. Artikel von G. E. Petri, Gruber und Ersch: Allg. Encyclopedie, VIII Theil, Leipzig 1822. — R. Bauer, S. J., Wetzer und Welte's Kirchenlexikon, II. Bd. II. Aufl, Freiburg 1883. — Hallmann, Geschichte und Ursprung der Beghinen, Berlin 1843. — Hermann Haupt, Beiträge zur Geschichte der Sekte vom freien Geiste und des Beghardenthums in Zeitschrift für Kirchengeschichte, VII. Bd. Gotha 1885. Siehe dort die Litteratur S. 533, 536. — Ferner Simonde di Sismondi, Die Kreuzzüge gegen die Albigenser, Leipzig 1829. — Peyrat, Histoire des Albigeois, Paris 1870—72. — Bender, Gesch. der Waldenser, Ulm 1850. — J. Nepom. Brischar, Albigenser, in Wetzer u. Welte's Kirchenlexikon. — C. Schmidt, Katharer, in Herzog und Plitt, Real-Encyclopädie für protest. Theol. Siehe dort die Litteratur. — Herm. Haupt, Neue Beiträge zur Geschichte des mittelalterlichen Waldenserthums, in v. Sybels Hist. Zeitschr. 1889. S. dort die Litteratur S. 39 ff. — J. Goll, Die Waldenser im Mittelalter und ihre Litteratur in Mitth. des Instit. f. österr. Geschichtsforschung 1888. — Endlich Delprat, Die Bruderschaft des gemeinsamen Lebens, aus dem Französischen von Mohnike, Leipzig 1840; Wilh. Preger, Geschichte der deutschen Mystik

im Mittelalter, Leipzig 1854; G. Lechler, in Herzog u. Plitt, Real-Encykl. für protest. Theol. II. Aufl. Band 8, Leipzig 1881.

12, 13, 14. Diese Verweiszahlen sind leider durch ein Versehen bei der Korrektur ausgefallen.

15. (S. 19.) G. Voigt, Johannes von Capistrano, ein Heiliger des 15. Jahrhunderts in v. Sybels Hist. Zeitschrift, Band 10, München 1863. — Dr. Otto Richter, Der Bußprediger Johannes von Capistrano in Dresden und den Nachbarstädten 1452. Mitth. des Vereins für Gesch. Dresdens, Heft IV, Dresden 1883.

16. (S. 19.) Lic. Dr. Mulert, Evangelische vor der Reformation in Sachsen, Wiss. Beilage der Leipz. Ztg. 1889. Nr. 28. — Dr. O. Meltzer, Die Kreuzschule zu Dresden bis zur Reformation (1539), Mitth. d. Vereins für Geschichte Dresdens, Heft VII. Dresden 1886. Siehe das. Nachtrag I.

17. (S. 19.) J. Hartmann in Deutsche Biographie, Band V. Leipzig 1877.

18. (S. 21.) Ein Beispiel aus dem Jahre 1448: siehe A. Bachmann, Herzog Wilhelm und sein böhmisches Söldnerheer auf dem Zuge vor Soest, N. Archiv für sächs. Gesch. Bd. II. Dresden 1881.

19. (S. 26.) G. Voigt, Enea Silvio de' Piccolomini, als Papst Pius II. und sein Zeitalter, Berlin 1856—63.

20. (S. 26.) Prantl in Deutsche Biographie, Band IV. Leipzig 1876. Siehe dort die Litteratur. Ferner Karl Grube, Die Legationsreise des Nicolaus von Cusa durch Norddeutschland 1451. Hist. Jahr. d. Görresges. 1880. Bd. I.

21. (S. 27.) Bachmann, in Deutsche Biographie, Band XI. Leipzig 1880. Siehe dort die Litteratur.

22. (S. 28.) H. Gradl, Die Irrlehren der Wirsperger, in Mittheilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen. Band XIX. S. 270.

23. (S. 29.) W. Böhm, Fr. Reiser's Reformation des Kaisers Sigismund, Leipzig 1879.

24. (S. 34.) Haenel und Adam und Cornelius Gurlitt, Sächs. Herrensitze und Schlösser, Dresden, Gilbers.

25. (S. 35.) Th. Distel, Meister Arnold, der Erbauer der Albrechtsburg, Archiv für die sächs. Geschichte. N. F. Band V. — C. Gurlitt, Das Schloß zu Meissen, Dresden 1881; siehe dort die Litteratur.

26. (S. 42.) S. die Litteratur über d. Hüttenwesen b. Alwin Schultz, Die deutschen Dombaumeister des Mittelalters in Kunst und Künstler, Leipzig 1877; Fr. Řziha, Studien über Steinmetzzeichen, Wien 1883; und bei A. Klemm, Württembergische Baumeister und Bildhauer, Stuttgart 1882. Außerdem: J. Neuwirth, Die Satzungen des Regensburger Steinmetztages, Wien 1888. — Derselbe, Die Wochenrechnungen und der Betrieb des Prager Domes 1372—1378, Prag 1890. — St. Beissel, Die Bauführung des Mittelalters, 2. Aufl. Freiburg i. B. 1889. Ich fand eine Anzahl hier ver-

wendeter Akten über die Erfurter Hütte im dortigen Stadtarchiv und hoffe sie demnächst im Repertorium für Kunstwissenschaft veröffentlichen zu können. Aehnliche bei A. Reichensperger, Vermischte Schriften, Leipzig 1856.

27. (S. 45.) F. X. Kraus, Kunst und Alterthum in Elsaß-Lothringen, Straßburg 1876—84.

28. (S. 51.) Lorenz Lachners Unterweisung an seinen Sohn Moritz 1516. Siehe Reichensperger, Vermischte Schriften. Vgl. Roritzers Büchlein von der Fialen Gerechtigkeit, 1486, herausgegeben v. C. Heideloff, Die Bauhütte d. Mittelalt; und — wesentlich besser — von A. Reichensperger, 1845. — Ferner Hans Schmuttermayers Druckschriftchen. Abgedr. im Anzeiger für Kunde deutscher Vorzeit, 1881 und 1882.

29. (S. 61.) Dr. E. Wernicke, Sächs. Künstler in Görlitzer Geschichtsquellen; N. Archiv für die sächs. Geschichte. Band VI. Dresden 1885. — Derselbe, Schlesische Steinmetzzeichen, in Schlesiens Vorzeit in Wort und Bild, 1877. — Derselbe, Anzeiger für Kunde deutscher Vorzeit, 1877. — Leider habe ich in dem vorliegenden für ein größeres Publikum berechneten Büchlein meine Fachstudien hier nur in ihren Ergebnissen mittheilen können, hoffe aber bald Gelegenheit zu finden, meine Annahmen soweit thunlich zu beweisen.

30. (S. 64.) J. Nep. Brischar, Albigenser, in Wetzer und Welte's Kirchenlexikon. — C. Schmidt, Katharer, in Herzog und Plitt's Reallexikon für protest. Theologie. Siehe dort die Litteratur sowie Anmerkung 11 dieses Buches.

31. (S. 64.) Ueber die Frage, wie die einzelnen Stilarten zur katholischen Kirche stehen, ist in dieser selbst ein beachtenswerther Streit ausgebrochen. Vergl. J. Graus, Die katholische Kirche und die Renaissance, 2. Aufl. Freiburg i. B. 1888. — Derselbe, Ueber eine Kunst-Anschauung, Bamberg 1889. — Derselbe, Zum modernen Stylhaß, im Kirchenschmuck, 1890. Nr. 6. — A. Reichensperger, Zur Kennzeichnung der Renaissance, in Zeitschr. für christl. Kunst 1890. Nr. 1 u. 2. — C. Gurlitt, Die Gothik und die Confessionen, Gegenwart 1889 Nr. 38. — Derselbe, Kathol. Kunstwissenschaft, Gegenwart 1890 Nr. 24.— Graus weist sehr geschickt nach, daß die einschiffige Kirchenanlage, welche jetzt vom deutschen Ultramontanismus infolge seiner romantischen Kunstanschauungen abgelehnt wird, nicht minder „katholisch" sei als die Kreuzanlage. Seine Arbeit berührt sich also vielfach mit der vorliegenden. Nur scheint ihm entgangen zu sein, daß die vielgestaltigen, unübersichtlichen, reich gruppirten Grundrisse eine andere geistige Grundanschauung bedingen als die klareren, einfacheren und daher auch nüchterneren. Der Ultramontanismus wie er heute ist, thut ganz recht in dämmerige, auf das Gemüth einwirkende, die Besucher traumhaft umfangende Kirchen sich zurückzuziehen, weil er nicht in der Predigt, nicht in der Kraft des überzeugenden Wortes sein Heil sieht. Das war nicht immer so. In den Kampfzeiten des Mittelalters und der Reformation entwickelt sich das Ringen für und wider die römische Lehre gleichmäßig auf allen Kanzeln. Die

Saalkirche ist daher meiner Ansicht nach stets der Ausdruck der die Lehre durch das Wort bekämpfenden Häresie oder der mit gleichen Waffen sie vertheidigenden katholischen Kirche, sie ist eben die Gemeinde- und Predigtkirche im Gegensatz zur Meßkirche, die Kirche des Wortes, im Gegensatz zur Opferkirche. Dabei ist es natürlich künstlerisch gleichgültig, ob das Wort in dieser oder jener Weise ausgelegt werde! Diese meine Ansicht steht im vollem Gegensatze zu der Reichenspergers, der den Katholizismus in der gothischen Form zu erkennen scheint, während ich in dem Zwecke, welchem zu liebe der Bau seine Gestaltung erhielt, das geistig Entscheidende suchen zu müssen glaube.

32. (S. 66.) G. Dehio und G. v. Bezold, Die kirchliche Baukunst des Abendlandes, Heft II. Stuttgart 1887. Siehe dort den Litteraturnachweis. Ueber das benachbarte Nordspanien vergleiche J. Graus, Kunstbetrachtungen auf einer Reise nach Spanien, Kirchenschmuck 1887—1888. — Caveda, Christliche Kunst in Spanien, übers. von P. Heyse, Leipzig 1853. — Junghändel und Gurlitt, Die Baukunst Spaniens, Dresden 1889. — G. E. Street, Some account of Gothic Architecture in Spain, London 1869. — G. Dierks, Die Araber im Mittelalter, Annaberg 1875.

33. (S. 67.) A. Niedermayer, Kunstgeschichte der Stadt Würzburg, II. Aufl. Freiburg i. B. 1864.

34. (S. 67.) John Britton, Architectural Antiquities, London 1807.

35. (S. 68.) J. Loserth, Die latein. Predigten Wiclifs in Zeitschr. f. Kirchengesch., Band IX., Gotha 1888.

36. (S. 68.) J. Burkhardt, Gesch. der ital. Renaissance, III. Aufl. Stuttg. 1890. — Derselbe, Cicerone, V. Aufl. Leipzig 1884. — R. Redtenbacher, Die Architektur der ital. Renaissance, Frankfurt a. M. 1886. — Graus, Die kathol. Kirche und die Renaissance, II. Aufl. Freib. i. B. 1888.

37. (S. 70.) R. Cruel, Geschichte der deutschen Predigt im Mittelalter, 1879.

38. (S. 76.) Die Chroniken der deutschen Städte, Bd. III (Nürnberg). Leipzig 1864. S. 175.

39. (S. 76.) Müller, Die Waldenser und ihre einzelnen Gruppen in Ullmann's theol. Studien 1886 und 1887.

40. (S. 76.) Die Chroniken der deutschen Städte a. a. O.

41. (S. 77.) P. H. S. Denifle, Der Gottesfreund im Oberland und Nikolaus von Basel. Zeitschr. für Kirchengesch. Band III. Gotha 1879. — Derselbe, Die Dichtungen des Gottesfreundes im Oberlan in Zeitschr. für deutsch. Alterth. u. Litt. XXIV. N. F. XII. 1880. — Dr. E. Keller, Die Reformation und die alten Reformatoren, Leipzig 1885. S. 215 (dem ich nicht überall zustimmen kann).

42. (S. 77.) Janssen, Geschichte des deutschen Volkes. I. Band. Freiburg 1876.

43. (S. 77.) Dr. M. Luthers Deutsche Schriften, sogen. Erlanger Ausgabe, Band 44. S. 245. Band 7. (2. Aufl.) S. 219; Band 15. S. 172.

44. (S. 79.) Riggenbach, Eberlin von Günzburg, Tübingen 1874. — Vergl. G. Kawerau, Caspar Güttel, Excurs I in Zeitschr. d. Harz-Vereins für Geschichte und Alterthum, Wernigerode 1882.

45. (S. 80.) Ich vermisse den Hinweis auf Evang. Joh. 2, 18—21, wo Christus den Juden das Zeichen zu geben verspricht, daß er den Tempel, welchen jene in 46 Jahren erbaut haben, in drei Tagen neu erbauen will. „Er aber redete von dem Tempel seines Leibes." „Denn in ihm wohnet die ganze Fülle der Gottheit leibhaftig," Col. 2. 9.

46. (S. 81.) Wernicke a. a. O.

47. (S. 82.) Dr. A. von Eye, Führer durch das Museum des königl. sächs. Alterthumsvereins, Dresden. Einzelne Bildwerke abgebildet bei C. Andreae, Monumente des Mittelalters aus dem sächs. Erzgebirge, Dresden, Gilbers, 1875. Vgl. ferner Steche, a. a. O.

48. (S. 89.) Schuchardt, L. Cranachs des älteren Leben und Werke, Leipzig 1851—71.

49. (S. 89.) G. Wustmann, Beiträge zur Geschichte der Maler in Leipzig, Leipzig 1879.

50. (S. 89.) Dies Blatt, welches durch Thausing, Dürer, Geschichte seines Lebens und seiner Kunst, Leipzig 1876, für ein Werk des Wohlgemuth erklärt wurde, ist jetzt durch M. Lehrs als eine Arbeit des Wenzel von Olmütz und als einer Skulptur an der Porta della rana des Domes zu Como nachgebildet erkannt. Vergl. Chronik für vervielfältigende Künste, Jahrg. III. 1890. Nr. 3 S. 22.

51. (S. 51.) Woltmann, die betr. Artikel in der Deutsch. Biographie. Siehe dort die Litteratur. Ferner Kolde, Zum Prozeß Denk und der „gottlosen Maler" in Kirchengesch. Studien 1888.

52. (S. 92.) Alle diese Nachrichten entlehnt aus Albinus handschriftl. Chronik in der kgl. öff. Bibliothek zu Dresden.

53. (S. 92.) Hauptstaats-Archiv zu Dresden: Acta, die Stadt Annaberg belangend, Loc 9827. Vol. I. S. 14. — Abgedr. bei Steche, a. a. O, Heft IV, S. 9.

54. (S. 93.) Luthers Werke, Erlanger Ausgabe Band 34. S. 121.

55. (S. 95.) Ebendas. Band 44. S. 245.

56. (S. 96.) Ebendas. Band 44. S. 241.

57. (S. 96.) F. Falk, Die Verehrung der hl. Anna im 15. Jahrh., im Katholik, 55. Jahrg., Mainz 1878. — G. Kawerau, Casp. Güttel a. a. O. — Alwin Schultz, Ikonogr. Studien über die Sippe der h. Jungfrau, im Anz. für Kunde Deutscher Vorzeit, 1870. — Derselbe, Legende vom Leben der Jungfrau Maria. 1878.

58. (S. 98.) Irmischer, a. a. O. Band 44. S. 241.

59. (S. 98.) Kayser, Geschichtsquellen über Tezel, Annab. 1877. — Myconius, Historia reformationis, ed. C. S. Cyprian, Gotha 1718. —

Ledderhose, Friedrich Mykonius, Gotha 1854. Die Echtheit des Berichtes von Myconius wird, wie mir scheint, ohne genügenden Grund, angezweifelt.

60. (S. 101.) Johs. Falke, Beiträge zur sächsischen Münzgeschichte (1444—1470) in Mitth. d. kgl. sächs. Alterthumsvereins. Heft 16—18.

61. (S. 101.) Dr. Otto Richter, Zur Bevölkerungsstatistik Dresdens im 15. Jahrh. im N. Archiv für die sächs. Gesch., Bd. II. Dresden 1881. — Derselbe, Zur Bevölkerungs- u. Vermögensstatistik Meißens im Jahre 1481, Mitth. des Vereins für Gesch. der Stadt Meißen. Heft I. Meißen 1882. — Joh. Falke, Archiv für Nationalökonomie, Band XVI, pag. 68. — Derselbe, Die Finanzwirthschaft im Kurf. Sachsen um das Jahr 1470, in Mitth. des königl. sächs. Alterthumsvereins. Heft 20.

62. (S. 102.) Diese Angaben verdanke ich der Güte des Direktors des städtischen statistischen Amtes zu Dresden, Herrn Edelmann. Es kostete in den Jahren 1879—1889 an der Dresdner Börse der Dresdner Scheffel Weißweizen durchschnittlich 15,88 Mk., sächsischer Roggen 12,15 Mk., sächsische Gerste 10,47 Mk. Da jetzt Getreide nach Gewicht verkauft wird, wurden folgende Ansätze in die Rechnung aufgenommen: 1 Dresdner Scheffel Weizen wiegt 81 kg., Roggen 77,5 kg., Gerste 68 kg. Vgl. K. v. Langsdorff, Die Landwirthschaft im Königreich Sachsen, Dresden 1889.

63. (S. 103.) Erlanger Ausgabe, Band 15. S. 214.

64. (S. 105.) Siehe Falk a. a. O. Anm. 57.

65. (S. 105.) Vergl. Deutsche Biographie; dort die Litteraturangabe über die einzelnen, im Nachstehenden genannten Männer.

66. (S. 110.) Im Ratsarchiv zu Dresden. Herr Ratsarchivar Dr. Otto Richter hatte die Güte mir Einblick in sein Manuskript für den 2. Band seiner Verfassungsgeschichte der Stadt Dresden (1. Band, Dresden 1885) zu gestatten.

67. (S. 113.) A. Klemm, Würtemb. Vierteljahrshefte f. Landesgesch., 1885. Vergl. auch über die Anschauungen, welche in Würtemberg über protest. Kirchenbau und besonders über jenen im Erzgebirge herrschten, Klemm's Aufsatz über A. Tretsch, Repertorium für Kunstwissenschaft, 1886. Heft I. S. 41 und 42.

68. (S. 114.) Vergl. Janner, Die Bauhütten des Mittelalters. Leipzig 1876.

69. (S. 116.) Wernicke a. a. O.

70. (S. 119.) J. N. Sepp, Jerusalem und das heilige Land. II. Aufl. Regensburg 1876.

71. (S. 123.) Außer Steche a. a. O. vergl. B. Grueber, Die Kunst des Mittelalt. in Böhmen, Wien 1871—79 — P. Lehfeldt, Bau- u. Kunstdenkmale Thüringens, Jena 1888 ff. — Beschreibende Darstellung der Bau- und Kunstdenkmale der Prov. Sachsen, Halle 1882 ff. — Puttrich, Denkmäler der Baukunst des Mittelalters in Sachsen, Leipzig 1836—1850. Auf die Kirche zu Joachimsthal machte mich Herr Dr. R. Weil in Berlin aufmerksam, dem ich auch hier für vielseitige Unterstützung in der kgl. Biblio-

thek in Berlin meinen Dank ausspreche. Vgl. seinen Artikel über Joachimsthal, in Christliche Welt, Nr. 2, Jahrg. 1890.

72. (S. 127.) Lehfeldt a. a. O. Heft 1.

73. (S. 130.) Erlanger Ausgabe Band 17, S. 243.

74. (S. 130.) Ebendas. Band 17, S. 120.

75. (S. 130.) Ebendas. Band 39, S. 159.

76. (S. 130.) A. D. Richter, Chronik der Stadt Chemnitz, Annaberg 1753, Band I, S. 73.

77. (S. 133.) Das bei Steche a. a. O. Heft 3 S. 36 angegebene Zeichen stammt meiner Ansicht nach nicht aus der Zeit der Errichtung der Kanzel.

78. Lehfeldt (S. 135.) a. a. O. Heft 2.

79. (S. 137.) G. Wustmann, Hieronymus Lotter, Leipzig 1875.

80. (S. 139.) Die Chroniken Deutscher Städte a. a. O.

81. (S. 140.) De Wette, Luthers Briefe, Berlin 1856, Band VI. S. 58. — Erlanger Ausgabe, Band 28, S. 309.

Druckfehler.

Seite 95, Zeile 4 von oben,
" 111, " 11 von oben und
" 115, " 9 von oben
muß es heißen 1519—1520 statt 1518—1519.

Druck von Ehrhardt Karras, Halle a. S.

Date Due

FACULTY			
~~FACULTY~~			

